

# Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang 1887.

December.

(4. Band, 3. Heft.)



## Inhalt.

	Seite
Franz Deák. Von Dr. Gustav Steinbach. (Dritter Artikel) . . . . .	129
Die Kunst in Dalmatien. Von Alois Hauser. III. Die neuere Zeit . . . . .	147
Die Ergebnisse der Urgeschichtsforschung in Oesterreich-Ungarn. Von J. Wang. (Schluß) . . . . .	159
Die ersten Handelsunternehmungen Oesterreichs nach Ostasien. Von Eugen Helcig	180
Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn . . . . .	189
Schauspiel. Von Dr. Theodor Lueke.	

Wien.

Verlag der Oesterreichisch-Ungarischen Revue (Glockengasse 2).

Generaldebit für den Buchhandel

Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler

Rothenthurmstraße 15.

Die „Oesterreichisch-Ungarische Revue“ erscheint in Monatsheften von mindestens vier Bogen Groß-Octav. Der Pränumerationspreis ist ganzjährig 9 fl. 60 kr., halbjährig 4 fl. 80 kr., vierteljährig 2 fl. 40 kr.

Der Plan, welcher dem Unternehmen der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue“ zu Grunde liegt, ist aus dem ersten (April-) Heft 1886 veröffentlichten Programm, sowie dem daselbst mitgetheilten Verzeichniß der dem Unternehmen gewonnenen Autoren und aus jenen Aufsätzen, welche in den nunmehr vorliegenden zwei Jahrgängen zur Veröffentlichung gelangten, zu entnehmen. Besonders bemerkt sei noch, daß dem ersten Hefte das Hauptregister der „Oesterreichischen Revue“, dessen neue Folge die „Oesterreichisch-Ungarische Revue“ bildet, beigegeben ist.

Die folgenden Hefte werden u. A. enthalten:

Gustav Amon v. Treuenfest: Leopold I., Herzog von Lothringen. — Joseph v. Lehnert: Erzherzog Karl als Marineminister. — Adolf Beer: Erzherzog Rainer als Finanzpolitiker. — Hermann Hallwich: Wallenstein und Piccolomini. — Franz Martin Mayer: Die dreimalige Belegung der Steiermark durch die Franzosen. — Wilhelm Wahlberg: Die Geschichte der österreichischen Strafgesetzgebung seit 1850. — Joseph Szabó: Die erloschenen Vulcane Ungarns. — Otto Stapf: Der Landschaftscharakter der perischen Wästen und Steppen. — Alexander v. Matkovic: Die handelspolitischen Beziehungen Oesterreich-Ungarns. — Franz E. v. Neumann-Spallart: Oesterreich-Ungarns Stellung im Welthandel unter besonderer Berücksichtigung seiner Beziehungen zu Deutschland. — Ernst Mischler: Die Wohnungsverhältnisse der Arbeiter in Oesterreich. — Emerich v. Galaz: Das Finanzwesen Ungarns. — Joseph Weissel: Oesterreich-Ungarns Forstwirtschaft. — Benzel Hecke: Oesterreich-Ungarns Landwirtschaft. — Otto Hermann: Die volksthümliche Fischerei in Ungarn. — Wilhelm Jsgimoudy: Ueber Thermen. — Eduard Paulay: Die geschichtliche Entwicklung des ungarischen Nationaltheaters. — Jakob v. Falke: Das k. k. österreichische Museum für Kunst und Industrie. — Paul Hunfalvy: Linguistische und ethnographische Studien in Ungarn. — Karl Pulszky: Die kunsthistorische Bedeutung der ungarischen Landesgemäldegallerie. — Hans Semper: Ueber ältere tirolische Kunst. — A. Mayer von der Wyde: Theodor Graf Heukentamm. — Moriz Jófai: Culturbilder aus Ungarn. — Peter Hofegger: Volksthümliches aus der Steiermark. — Karl Keleti: Die wirtschaftlichen Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel. III. — Clemens Freiherr v. Lilien: Der Islam in Bosnien. — Ferdinand Lentner: Bosnien und die Herzegowina. Staatsrechtlich-statistische Skizze. — Felix Kaniz: Geistiges Leben im Königreiche Serbien. V.

### III. Band. Erstes Heft. (April 1887.)

Erzherzog Karl als Finanzpolitiker. Von Adolf Beer. (Schluß.) — Graf Franz Stadion. Nach Briefen an Franz Freiherrn von Willersdorf aus den Jahren 1846—1848. Von Joseph Alexander Frhr. v. Helfert. III. — Die Kunst in Dalmatien. Von Professor Alois Hauser. II. Das Mittelalter. — Zur Frage der ästhetischen Erziehung. Von Dr. A. Jlg. — Geistiges Leben im Königreiche Serbien. Von F. Kaniz. IV. Die Wirksamkeit der „Serbischen gelehrten Gesellschaft“ auf dem Gebiete der Geschichte. — Zweites Heft. (Mai 1887.)

Die neue kirchliche Architektur in Oesterreich und Ungarn. Von Camillo Sitte. — Juliane, Herzogin von Giobane. Von Prof. Dr. Eduard Euglia. — Skizzen aus den Quarnero-Inseln. III. Die Insel Arbe in Dalmatien. Von Eugen Helcig. — Aus der österreichischen Criminalstatistik. Von Karl Seefeld. — Das k. k. technische und administrative Militärcomité in Wien. Von H. Sz. — Vergleichende graphische Statistik in ihrer Anwendung auf das Herzogthum Bukowina. Von Friedrich Kleinwächter. — Drittes Heft. (Juni 1887.)

Vergangene Tage in Oesterreich. Von Wendelin Boheim. — Die Ausstellung von Gegenständen der kirchlichen Kunst im k. k. Oesterreichischen Museum für Kunst und Industrie. Von Theodor Frimmel und Albert Jlg. — Der Einsiedler von Laur. Von J. G. Maurer. — Von den ersten Thatfachen des Bewußtseins. Von Dr. Theodor Loewy. — Skizzen aus den Quarnero-Inseln. IV. Ossero. Von Eugen Helcig. — Viertes Heft. (Juli 1887.)

Neue österreichische Forschungen in Kleinasien auf dem Gebiete der Archäologie. Von Georg Niemann. — Vergangene Tage in Oesterreich. Aus den hinterlassenen Papieren Josephs von Scheiger. (Schluß.) Von Wendelin Boheim. — Die Geschichte von Abbazia. Von Paul von Rabics. — Die Kunst in Ungarn. Von Franz Pulszky. — Der Alkoholismus in den österreichischen Ländern und anderwärts. Von Dr. Julius Wolf. — Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn. — Fünftes und sechstes Heft. (August und September 1887.)

Neue Oesterreich und die deutschen Handelseinigungsbestrebungen in den Jahren 1817 bis 1820. Von Adolf Beer. — Von deutscher Dichtung in Böhmen. Skizze von Alfred Klaar. — Die österreichisch-ungarischen Schiffahrtsschulen. Von Eugen Helcig. — Der Wasserstraßenbau in Oesterreich-Ungarn. Von Dr. Joh. W. Meyer. — Die k. k. zoologisch-botanische Gesellschaft in Wien. Von Dr. Ludwig v. Lorenz. — Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn.

### IV. Band. Erstes und zweites Heft. (October und November 1887.)

Das Deák-Monument. Von Franz Pulszky. (Mit einer Abbildung des Deák-Denkmals zu Budapest.) — Franz Deák. Von Dr. Gustav Steinbach. — Der sechste internationale Congress für Hygiene und Demographie zu Wien. Von Dr. Hans Buchner und Dr. Ernst Mischler. — Von deutscher Dichtung in Böhmen. Skizze von Alfred Klaar. — Die Albanesen. Von Gustav Meyer. — Die Ergebnisse der Urgeschichtsforschung in Oesterreich-Ungarn. Von A. Wang. — Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn. Schauspiel. Von Dr. Theodor Loewe und Literaturbesprechungen.

(Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlages.)

Dz. XIII I. 399.  
l. k. .... akw.

## Franz Deák.

Von Dr. Gustav Steinbach.

(Dritter Artikel.)

Der Versuch, der mit der Februarverfassung gemacht wurde, die österreichische Monarchie unter Aufrechthaltung ihrer einheitlichen und centralistischen Organisation auf verfassungsmäßiger Grundlage umzugestalten, behufs Heilung der „ererbten Uebelstände“, welche der italienische Feldzug so grell aufgedeckt hatte, die Völker zur thatkräftigen Mitwirkung heranzuziehen, war zweifellos ein wohlgemeinter. Und doch mußte er scheitern, weil er verspätet in's Werk gesetzt wurde. Hätten die entscheidenden Kreise eif oder zwölf Jahre früher die Großherzigkeit besessen, eine Verfassung zu octroyiren und in's Leben zu rufen; hätte man nach Vilagos den Beruf der Staatsleitung nicht darin aufgehen lassen, die Völker, die nach Freiheit strebten und rangen, zu strafen; hätte man in Ungarn nicht blos gehenkt, Güter confiscirt und Kerker gefüllt, sondern ein klein wenig darnach getrachtet, die Gemüther zu veröhnen; hätte man mit einem Wort nicht blos jede freie Regung unterdrückt, sondern mit Wohlwollen die Ursachen der revolutionären Strömungen zu beseitigen gesucht, dann wäre man vielleicht allmählich auch in Ungarn dazu gelangt, den Sinn und die Liebe für den Gedanken der Reichseinheit erwecken zu können. Als aber die Februarverfassung erlassen wurde, war Ungarn von Haß durchtränkt gegen seine Unterdrücker. In dem langen Zeitraume, der seit dem Tage von Solferino verstrichen war, wurde sich die öffentliche Meinung klar über ihre Forderungen und sie forderte die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit Ungarns nicht blos, weil hierfür die Rechtsgrundlage der Verfassung vom Jahre

1848 vorhanden war, sondern auch aus eingefleischtem Mißtrauen gegen jede Einflußnahme einer Wiener Centralregierung auf die Angelegenheiten Ungarns.

Die Februarverfassung erkannte keinen Staat im Staate an, sie war die Verneinung der ungarischen Verfassung, und ihre Urheber und Vertheidiger mußten darauf bedacht sein, die Aprilgesetze aus den Angeln zu heben. So gelangte man zur Verwirrungstheorie und die kaiserliche Botschaft an den Reichsrath, welche von der Auflösung des ungarischen Reichstages Mittheilung machte, erklärte, Ungarns Verfassung sei durch Seine Majestät freiwillig wiederhergestellt, sie sei durch die revolutionäre Gewalt gebrochen, somit von Rechtswegen verwirkt worden. Heute ist es wohl mehr als überflüssig, sich mit der Verwirrungstheorie vom Gesichtspunkte des Staatsrechtes zu beschäftigen. Die Verwirrung ist überhaupt keine Rechtsfrage, sondern eine Frage der Gewalt, der materiellen Macht. Jeder, der die Gewalt innehat, kann eine Verfassung für verwirkt erklären, gleichviel ob mit Recht oder mit Unrecht, aber er muß auch die Kraft besitzen, die Verwirrung durchzuführen; er muß nicht nur im Augenblicke, sondern dauernd der Stärkere sein. Wenn es Herrn v. Schmerling's Absicht war, daß sein hinsichtlich des Preßgesetzes gesprochenes Wort: „Wir können warten!“ auch auf die ungarische Frage bezogen werde, dann täuschte er sich über die ihm zugemessene Zeit, über das Maß der Geduld der entscheidenden Kreise, welches vielleicht durch die äußere Lage beeinflusst wurde, er täuschte sich aber auch über die Machtmittel der Monarchie. Nach Solferino war Oesterreich nicht mehr kräftig genug, um auf die Dauer in Deutschland seine geschichtliche Stellung aufrecht zu halten, Venetien mit Waffengewalt zum Gehorsam zu zwingen, in Ungarn revolutionäre Putsch, die von der Emigration angezettelt wurden, zu verhindern und jeden Steuerkreuzer mit Militärexecution einzutreiben. Denn in der Ofener Statthalterei commandirte zwar Feldmarschalllieutenant Graf Moriz Pálffy, das ungarische Volk aber ward geleitet durch Franz Deák, und wenn auch die Organe des Militärgouverneurs die Rede confiscirten, welche Deák an die Magnaten und Abgeordneten, die ihm ein Erinnerungszeichen an die kurze, aber bedeutungsvolle Reichstags-session überbrachten, hielt, so klang die Losung: „Vollständige Passivität“ doch aus dem Hotel „zur Königin von England“ weit hinaus in's Land und sie wurde allgemein verstanden und befolgt.

Es gab auch in Oesterreich Kreise, welche die Unzulänglichkeit der Verwirrungstheorie für die juristische Rechtfertigung der Haltung gegen

Ungarn erkannten und einer der bedeutendsten Vertreter dieser Richtung war Wenzel Lustkandl. Seine Schrift: „Das österreichisch-ungarisches Staatsrecht“, die in dem Verfassungskampfe der Sechzigerjahre einen publicistisch hervorragenden Platz einnimmt, geht von dem Axiom aus: „Ein Volk kann sein Recht ebensowenig verwirken, als eine Regentenfamilie ihr Recht verwirken kann, wenn auch irgend einer der Regenten unrechtmäßig gehandelt hätte.“ Es ist wohl nöthig, diesen negativen Ausgangspunkt Lustkandl's ausdrücklich zu betonen; in unserer raschlebigen Zeit verwischt sich nur zu schnell die Erinnerung an die einzelnen Erscheinungen und so gilt Lustkandl noch heute in Ungarn als die Verkörperung der Verwirkungstheorie, ein Irrthum, dem man gleich häufig auch in Oesterreich begegnet, wo man Lustkandl besser kennen, seine ausgezeichneten Geistes- und Charaktereigenschaften und vor Allem seine umfassende Gelehrsamkeit höher und dankbarer würdigen sollte.

Vor den Irrthümern, in die Lustkandl in seiner Schrift verfiel, können wir allerdings nicht die Augen schließen. Er verwarf die Verwirkungstheorie, aber er focht das rechtsgiltige Zustandekommen der 1848er Gesetze an und er kam zu dem Ergebnisse, diese Gesetze als null und nichtig zu erkennen. Mit Recht konnte daher Deák in seiner berühmten Gegenschrift bemerken, Lustkandl's Conclusionen seien die gleichen, wie jene der Verwirkungstheorie. Vielleicht wird Lustkandl selbst heute Manches seiner Argumente für minder stichhaltig erachten und wir glauben nicht, daß er jetzt noch das Zeugniß des Hofrathes Dobransky über die Entstehung der 1848er Gesetze als ein classisches betrachten wird. Wenn aber Lustkandl den Rechtsbestand der 1848er Verfassung aus dem Grunde bestritt, weil der ungarische Reichstag mit der Proclamation der Republik diese Verfassung wieder aufgehoben habe, so ist dieser nicht zutreffende Schluß eine Rückkehr zu derselben Verwirkungstheorie, die Lustkandl eben verworfen hatte.

Allein nicht um eine posthume Kritik dieser staatsrechtlichen Schrift handelt es sich uns und noch weniger darum, ein Urtheil zu fällen in dem publicistischen Streit, der sich, anknüpfend an dieses Werk, zwischen Lustkandl und Deák entspann. Gewiß den wissenschaftlichen und dauernden Werth der Arbeiten beider Kämpfer wird die kühl abwägende Nachwelt richtiger abschätzen, aber den politischen Werth solcher Streitschriften erkennt man nicht, wenn man sie löst von ihrer Zeit und Umgebung. Ueber den Gegenstand des Streites haben die Ereignisse das Urtheil gesprochen und die Sache Lustkandl's war nicht diejenige, welche den Göttern gefiel. Aber so viel darf heute gesagt werden, der

publicistische Streit wäre nie ein so erbitterter und von Deák's Seite kaum je mit solcher Schärfe geführt worden, wäre ihm Lustkandl persönlich bekannt gewesen, hätte er dessen grundehrlichen, geraden und biederen Charakter gekannt, dem jedes Streberthum fern liegt, und hätte er auch Lustkandl's Irrthümer als das genommen, was sie thatsächlich waren: die Irrthümer eines redlich strebenden Jüngers der Wissenschaft. Indes gerade das umfassende wissenschaftliche Rüstzeug, mit welchem Lustkandl sein Werk ausstattete, das tiefe Studium der ungarischen Verfassungsgeschichte und des ungarischen Verfassungsrechtes ließen Deák in Lustkandl einen ungewöhnlich gefährlichen Gegner erblicken. Lustkandl hatte die ganze ungarische Verfassungsgeschichte durchforscht und es ist kein Wunder, daß ihm zahlreiche Erscheinungen aufstießen, in denen sich der Keim, der Anjaß zu einer zwischen Ungarn und Oesterreich gemeinsamen Einrichtung barg. Die Ausbildung der Institution ist freilich nicht erfolgt, aber in der rechtsgeschichtlichen Forschung haben sich die Fälle mehr als einmal ereignet, daß man in dem schwach entwickelten Anjaße das zur vollen Ausbildung gelangte Rechtsinstitut zu erkennen glaubte. In diesem Sinne sind selbst Lustkandl's Irrthümer von hohem Interesse, aber es ist nur zu begreiflich, daß die Resultate seiner Forschungen in Ungarn die größte Feindseligkeit hervorrufen mußte, daß sein Name in Ungarn zu den bestgehaßten zählte.

Wie immer man jedoch Lustkandl's Werk beurtheilen mag, wir verdanken demselben die einzige große publicistische Arbeit Franz Deák's, welche unter dem bescheidenen Titel erschien: „Ein Beitrag zum ungarischen Staatsrecht. Bemerkungen über Wenzel Lustkandl's Ungarisch-Oesterreichisches Staatsrecht. Vom Standpunkte der Geschichte des ungarischen Staatsrechtes von Franz v. Deák.“ Der Anordnung des Lustkandl'schen Werkes folgend, beschäftigt sich nur der erste Abschnitt der Schrift Deák's unmittelbar mit der Frage der Rechtsbeständigkeit der 1848er Gesetze und dieser Theil der Arbeit bietet neben einer glänzenden und, wie wir hinzufügen wollen, auch juristisch siegreichen Polemik eine hochinteressante, actenmäßige Darstellung der Entstehungsgeschichte der Aprilgesetze. Der weitaus größere Theil der Arbeit ist eine rechtsgeschichtliche Untersuchung, eine Kritik, die Schritt um Schritt Lustkandl folgt — fast möchte man sagen — verfolgt. Ueberall weicht Deák der politischen Erörterung aus, überall spizen sich seine Ausführungen dahin zu, daß zwischen Oesterreich und Ungarn nie eine Realunion, und am allerwenigsten eine so enge Realunion bestanden habe, wie sie von Lustkandl behauptet wurde. Deák's ganze Art prägt

sich auch in seiner publicistischen Arbeit aus: Schlichtheit, durchsichtige Klarheit, Vornehmheit, gedrungene Logik und seltene Beherrschung des Stoffes sind ihre hervorstechenden Eigenschaften. Wie Deak's Adressentwürfe, so zählt auch sein Beitrag zum ungarischen Staatsrecht zu den bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der staatsrechtlichen Literatur Ungarns, und Niemand kann diese Arbeit übergehen, wer die Verfassungsgeschichte der Monarchie oder das Verhältniß Oesterreichs zu Ungarn zum Gegenstande seines Studiums macht.

\* \* \*

Mit der Auflösung des Reichstages und der Maßregelung der autonomen Verwaltungskörper war jedes politische Leben in Ungarn erloschen, denn für die Niederhaltung der Presse sorgten die Censoren des Grafen Pálffy. Um so aufmerksamer beachteten die politischen Kreise Ungarns die Entwicklung der Dinge in Oesterreich und die Gestaltung der Verhältnisse in Europa. Während die Tschechen und Feudalen unter Kieger's und Clam's Führung das österreichische Abgeordnetenhaus verließen, erschienen in demselben die Sachsen und Rumänen aus Siebenbürgen; der weitere Reichsrath nahm seine Thätigkeit auf, ohne daß Herr v. Schmerling den Versuch gewagt hätte, im eigentlichen Ungarn die in der Februarverfassung vorgesehenen directen Nothwahlen für das Centralparlament auszuschreiben. Allein gerade die Stärkung, welche der Regierung durch die siebenbürgischen Abgeordneten zu Theil ward, erhöhte auch ihre Widerstandskraft gegen den freiheitlichen Ausbau der Verfassung. Wenn der Reichsrath der Decemberverfassung mit Recht als ein armes Parlament bezeichnet wurde, wie arm war erst der Reichsrath der Februarverfassung! Der Fortbestand des Concordates; das Preßgesetz, welches die Existenz der Zeitungen von dem Ermessen der Verwaltungsbehörde abhängig machte, den Ansatß zu dem berüchtigten objectiven Verfahren in sich trug und vom Abgeordnetenhause dennoch um den Preis der Strafgesetznovelle erkaufte werden mußte; die Kämpfe um das Kriegsbudget und die Herstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte; der Streit um das Budgetrecht des Abgeordnetenhauses, bei welchem die Regierung die preußische Lückentheorie zu copiren suchte; der wundersame § 13 der Verfassung, mit dem man die Verfassung selbst sistiren konnte; die vollständige Einflußlosigkeit des Reichsrathes in allen Fragen der äußeren Politik — das alles war wahrhaftig nicht geeignet, in Ungarn für das Aufgeben der 1848er Verfassung Stimmung zu machen.

Vier Jahre waren vorübergezogen; der Fürstentagsjubel war ver-  
rauscht; Kaiserfeld hatte in der Adreßdebatte seine zündende Rede über die  
innere Lage und das Verhältniß zu Ungarn gehalten; Giskra hatte am  
Schlusse der Verhandlung über die Adreße der Ministerbank die mahnenden  
Worte zugerufen: Einkehr und Umkehr! An der Seite Preußens zog  
Oesterreich nach Schleswig-Holstein, der Knoten für die Verwicklung  
war geschürzt. Da bereitete sich allmählich der Umschwung in der  
inneren Politik vor. Wie derselbe angebahnt wurde, welche Persönlich-  
keiten und Factoren die Fäden spinnen halfen, entzieht sich heute noch  
der Würdigung. Sicher ist nur, daß es dem Grafen Moriz Esterházy,  
dem Minister ohne Portefeuille im Cabinet Schmerling, gelang, die  
Führer der ungarischen Altconservativen, die man seit 1861 mit gutem  
Grund als Generale ohne Armee betrachtete, in innige Fühlung mit  
den Hofkreisen zu setzen und vermuthet darf werden, daß die inter-  
nationale Lage bestimmend auf die Aenderung des politischen Systems  
im Innern des Reiches einwirkte. Hierin liegt nichts Ueberraschendes,  
denn der Fall hat sich mehr als einmal ereignet, daß die äußere  
Politik einen Wechsel der inneren Politik Oesterreichs herbeigeführt  
hat. Dankt doch auch die heutige slavische Majorität des Reichstathes  
ihre Entstehung dem Wortbruche, den Rußland mit der Losjagung  
von der Reichstädter Vereinbarungen begangen hat und der entschiedenen  
Frontstellung gegen Rußland, welche Oesterreich-Ungarn seit jener Zeit  
einnimmt.

Die Ueberzeugung, daß die Auseinandersetzung der beiden deutschen  
Großstaaten über die führende Stellung in Deutschland unausweichlich  
geworden sei, mag wohl am entscheidendsten in die Waagschale gefallen sein,  
als der Entschluß, den Ausgleich mit Ungarn nochmals zu versuchen,  
gefaßt wurde. Außerlich bezeichnet der Artikel, welchen Deák am  
Osterfonntag des Jahres 1865 im „Pesti Napló“ erscheinen ließ, den  
Zeitpunkt der Wendung; der Ton des Artikels, der sich wesentlich  
von jenem der Landtagsadressen unterscheidet, zeigt, daß Deák von  
Allem, was der conservative Hochadel unternommen hatte, wohl unter-  
richtet und gewillt war, den Einfluß der Magnaten zu benützen, um  
sein Ziel zu erreichen. In einem wesentlichen Punkte blieb der Oster-  
artikel unwandelbar auf dem Standpunkte der Reichstagsadresse, in der  
Erklärung, daß die ungarische Nation auf ihrer verfassungsmäßigen Selbst-  
ständigkeit und Unabhängigkeit nie verzichten werde. In einem anderen  
Punkte machte aber Deák einen entgegenkommenden Schritt; während die  
Reichstagsadresse vom Jahre 1861 nur die Bereitwilligkeit Ungarns

aussprach, von Fall zu Fall und bei besonderer Gelegenheit mit den verfassungsgemäß regierten Völkern der Erbländer einzutreten, erkannte der Oesterartikel die Existenz der beiden Theilen der Monarchie gemeinsamen Angelegenheiten an und wenn er auch ein Centralparlament verwarf, so deutet er die regelmäßig wiederkehrende Behandlung der gemeinsamen Angelegenheiten durch besondere Deputationen, durch Delegationen der gesetzgebenden Körper an.

Der Oesterartikel Deák's hat an maßgebender Stelle gewiß die Ueberzeugung gefestigt, wenn nicht hervorgerufen, daß im ungarischen Volke die Neigung zu einem die Interessen der Gesamtmonarchie ausreichend berücksichtigenden Ausgleiche vorhanden sei und vielleicht wurde durch diese Kundgebung, welche die Thätigkeit der conservativen Magnaten zum Mindesten nicht desavouirte, auch die Ansicht erweckt, daß die Conservativen jetzt mehr Boden besitzen und sich nicht mehr in so isolirter Stellung befinden, wie nach dem Octoberdiplom. Zu Beginn des Sommers 1865 war die Entscheidung gefallen. Der ungarische Hofkanzler Graf Hermann Zichy und der siebenbürgische Hofkanzler Graf Nádasdy erhielten ihre Entlassung, Georg v. Majláth wurde zum ungarischen Hofkanzler ernannt und diese ohne die Mitwirkung des Staatsministers erfolgte Ernennung bildete für die Mitglieder des Cabinets Schmerling die dringende Mahnung, ihre Demissionsgesuche unverzüglich einzureichen. Einen Monat lang mußte das Ministerium Schmerling die Geschäfte noch fortführen und die Arbeiten des Reichsrathes abwickeln. Inzwischen wurde der Ausnahmestand in Ungarn aufgehoben und Baron Paul Sennyey trat als Tavernicus an die Spitze des königlichen Statthaltereirathes in Ofen. Am 27. Juli endlich wurde die Reichsrathssession geschlossen — sonderbar genug, ohne ein Wort des Protestes gegen das Experiment, dessen Umrisse sich bereits deutlich genug zu erkennen gaben, ohne daß auch nur ein Mitglied der verfassungstreuen Partei so kräftige und zündende Töne gefunden hätte, wie fünf Jahre später Moriz v. Kaiserfeld, als das Bürgerministerium zusammenbrach und der Föderalismus abermals drohend sein Haupt erhob.

Die ungarischen Conservativen hatten im verstärkten Reichsrathe und bei den Verhandlungen über das Octoberdiplom ihre Bundesgenossen im Lager des böhmischen Feudaladels gefunden. So verschieden auch der Conservativismus der ungarischen Magnaten und dieser Gruppe des diesseitigen Hochadels seiner inneren Natur nach ist, so suchten Majláth und Sennyey ihre Allirten doch in der Partei,

die bereits einmal mit ihnen gegangen war. So erscheint denn Graf Richard Belcredi, der Gesinnungsgenosse des Grafen Clam-Martinič, als Staatsminister auf der politischen Bühne und mit dem Eintritte der Grafen Larisch und Mensdorff war das Drei-Grafen-Ministerium gebildet. Das Cabinet Belcredi-Majláth begann seine Action, welche auf die Vernichtung der Februarverfassung gerichtet war. Am 17. September wurde das Rescript, welches den ungarischen Reichstag auf den 10. December desselben Jahres einberief, vollzogen, vier Tage später erfolgte die Verlautbarung des Septemberpatentes, welcher die Februarverfassung auf Grund des eigenthümlichen § 13 des Grundgesetzes sistirte, weil das Octoberdiplom und das Februarpatent dem ungarischen Reichstag zur Annahme vorgelegt werden sollte und hierdurch eine gleichzeitige Behandlung „dieser Urkunden“ als allgemein bindendes Reichsgesetz ausgeschlossen wird. „Frei ist die Bahn!“ rief das Sistirungsmanifest! In der That, die Bahn war frei, die nach — Königgrätz führte.

\* \* \*

In Oesterreich beherrschte Graf Belcredi mit seinen Gesinnungsgenossen die Lage und die Verfassung, welche fünf Jahre in Wirksamkeit gewesen war, wurde von ihm für eine „Fiction“ erklärt. In Ungarn konnten sich die Conservativen nur bis zum Zusammentritte des Reichstages in der Täuschung bewegen, daß sie die Herren der Situation seien; am Tage, da sich die Landesvertretung versammelte, mußten sie inne werden, daß sich die Führung der Nation nach wie vor in den Händen Franz Deák's befinde und daß sie nur die Rolle spielen, welche dieser ihnen zuzutheilen für gut erachtete. Am 14. December 1865 wurde der Reichstag vom Kaiser Franz Joseph in feierlicher Weise mit einer Thronrede eröffnet, welche die Rechtskraft der 1848er Gesetze nicht mehr bestritt, aber die Revision derselben im Sinne des Octoberdiploms als eine Vorbedingung der Krönung forderte. Auch das Februarpatent wurde dem Reichstage durch die Thronrede „zur reiflichen Erwägung, eingehenden Berathung und Annahme“ vorgelegt, allein nur der Form nach, denn die Februarverfassung wurde damals von den leitenden Staatsmännern Oesterreichs wie Ungarns als todt und begraben angesehen. Von Belang war es auch, daß die Thronrede die Ergänzung des Reichstages durch die Abgeordneten Siebenbürgens ankündigte und die Mittheilung brachte, daß an den kroatischen Land-

tag die Aufforderung ergangen sei, sich auf dem Reichstage angemessen vertreten zu lassen.

Die erste Aufgabe des Reichstages war naturgemäß die Beantwortung der Thronrede durch die Adresse. In milderer Form, aber mit unveränderter Festigkeit hielt der Adressentwurf des Unterhauses, der in der zweiten Hälfte des Februars 1866 zur Verhandlung gelangte, alle Forderungen der Adresse vom Jahre 1861 aufrecht. Er lehnt das Octoberdiplom ab, bezeichnet dasselbe eben so wie das Februarpatent, den „noch entschiedeneren und schärferen Ausdruck der Rechtsverwirklichungstheorie“ als Oetrohirungen und erklärt, der Reichstag werde bemüht sein, Vorschläge zu unterbreiten, welche sowohl die verfassungsmäßige Selbstständigkeit Ungarns zu bewahren, als auch den Lebensbedingungen der Monarchie zu entsprechen geeignet sein werden. Der entscheidende Passus der Adresse betraf aber die Revision der 1848er Gesetze und die Krönung. Die Adresse erklärte mit den Worten der 1861er Adresse, „daß wenn Seine Majestät die Gesetze in irgend einem Theile abzuändern wünsche, der ergänzte Reichstag alle durch das verantwortliche Ministerium diesfalls einzubringenden Vorschläge unverweilt in Berathung ziehen werde. Vor Allem verlangt aber die Adresse die Krönung. „So lange diese nicht erfolgt, bleiben alle unsere Beschlüsse nur Vorschläge, welche einzig und allein durch die Sanction der gekrönten Könige Gesetzeskraft erhalten können. Bis dahin sind unsere Hoffnungen, wie vielversprechend sie auch sein mögen, ungewisse Hoffnungen, welche nur der gekrönte König verwirklichen kann. Unser politisches Leben ist gegenwärtig noch zweifelhaft und schwankend und die Schwankungen desselben vermag nur Euer Majestät durch die factische Wiederherstellung unserer Verfassung und durch den Schlußstein Ihrer Krönung ein Ende zu machen.“

Es ist nur zu begreiflich, daß diese Absätze, in welchen der Grundsatz der Rechtscontinuität zum schroffsten Ausdrucke gelangte, von den Conservativen auf das entschiedenste bekämpft wurden. Schon in der Adreßcommission kam es hierüber zwischen Franz Deák und dem Grafen Georg Apponyi zu sehr lebhaften Auseinandersetzungen. Aber selbst in der unmittelbaren Umgebung des alten Herrn machte sich erwiesenermaßen die Ansicht geltend, daß es vielleicht nicht gerathen sein dürfte, an dem Rechtsstandpunkte mit unbeweglicher Starrheit festzuhalten, weil darüber die Gelegenheit, zu einem günstigen Ausgleich zu gelangen, vorübergehen könnte. Das Austausch solcher Stimmen im Kreise seiner vertrauten Anhänger scheint wohl die Ur-

sache gewesen zu sein, welche Deák zu seiner berühmten Rede gegen die Opportunität bestimmte.

Georg v. Baral, der factische Leiter des Statthaltererrathes, brachte in der Adressdebatte ein Amendement ein, welches die den Conservativen unangenehmen Forderungen aus den erwähnten Absätzen der Adresse beseitigen sollte. Es strich die Erwähnung des verantwortlichen ungarischen Ministeriums und eliminirte den Satz, daß nur Seine Majestät durch die factische Wiederherstellung der Verfassung und durch die den Schlußstein derselben bildende Krönung die Schwankungen des politischen Lebens aufhören machen könne. Gegen dieses Amendement, welches mit Erwägungen der Opportunität begründet wurde, richtete sich die durch Form und Inhalt gleich ausgezeichnete Rede Deák's vom 22. Februar 1866. Mit einer Fülle von Hohn überschüttet Deák in dieser Rede die Verfechter der Opportunität, welche sich vom Rechte abwenden und die Zweckmäßigkeit anbeten. Wie der Begriff der Opportunität in stetem Wechsel begriffen, wie die Opportunität von heute der von gestern in's Gesicht schlägt, legte er an dem Schicksale des absoluten Systems, des Octoberdiploms und des Februarpatentes dar, die allesammt den wandelnden Anschauungen, über das was opportun sei, entsprangen und daran knüpfte er die Bemerkung: „Die Männer der Opportunität mögen sich nicht wundern, wenn wir nach so vielen Täuschungen ein wenig vorsichtig sind und nicht ohne Rückhalt den Pfad jener Politik betreten, den sie uns orathen.“ Mit warmer Anerkennung äußert sich Deák über jene einstigen Conservativen, welche das verantwortliche ungarische Ministerium als Basis der Zukunft annahmen und die Bedeutung der verantwortlichen parlamentarischen Regierung kennzeichnet er in folgender Weise: „Das verantwortliche Ministerium ist nicht bloß unter den bestehenden Einrichtungen die größte Bürgschaft für die Freiheit der Völker, sondern gleichzeitig ein Blitzableiter der Revolution. Man kann vielleicht sagen, daß es auch dort, wo verantwortliche Ministerien existirten, Revolutionen gab. Allerdings; aber nur dann, als jene verantwortlichen Minister ihre Stellung außer Acht ließen, als sie die erlaubten Grenzen überschritten, als sie nur mehr nominell verantwortlich waren. Leitet ja auch der Blitzableiter, wenn er verrostet ist, den Blitz nicht ab! Der gute Wirth wird den rostigen Blitzableiter fortwerfen und an dessen Stelle einen neuen setzen, aber er wird nicht sagen, der Blitzableiter überhaupt sei unbrauchbar und schlecht.“

Der Schluß dieser mächtigen Rede wendet sich ebenso gegen die Drohungen der Conservativen, welche die Auflösung des Reichstages ankündigten und die Aufbietung aller Mittel, um ein gefügiges Abgeordnetenhaus zu Stande zu bringen, in Aussicht stellten, wie gegen die Zweifel und Eingeschücherteten im eigenen Lager. „Wenn der Fürst“ — ruft Deák — „gegen die Ansicht des Hauses auf gesetzlichem Wege an die Nation appellirt, und die Ansicht der Nation eine andere ist, dann beuge ich mich vor dieser Ansicht. Die Nation kann mit ihren Rechten und ihrer Stellung das machen, was ihr beliebt; ich kann nur das thun, was erlaubt ist. Die Nation kann über mein Leben, über mein Hab und Gut, über alle meine Fähigkeiten verfügen, doch über meine Ueberzeugung nicht. Wenn die Nation anderer Ansicht ist, einen anderen Beschluß faßt, dann bin ich ein einzelner Bürger und bleibe, wenn auch ganz allein, bei meiner Ueberzeugung.“ „Möglich“ — so klingt die Rede aus — „daß es Leute giebt, welche das Elend in diesem Lande, seine schweren Uebel und unsere daraus entstehenden Leiden sehen und vielleicht bereit wären, auch mit dem Elend ein Bündniß zu schließen gegen die Gesetze und die Verfassung des Landes. — — — Wer aber, zu welchem Zwecke immer, das Volk täuschen wollte, daß es sogleich nach vollbrachtem Ausgleich auch schon von der Last seiner Uebel befreit würde; wer unsere Mitbürger bewegen wollte, auf Grund solcher Vorspiegelungen einen wie immer gearteten Ausgleich zu fördern, der könnte sich in seiner Berechnung leicht irren. Esau verkaufte, als er hungrig war, seine Rechte um eine Schüssel Linsen; er bekam auch die versprochenen Linsen und doch war ein Bruderkrieg das Ende. Diejenigen, die eine solche Täuschung hervorrufen, wären nicht im Stande, die verheißene Besserung so rasch herbeizuführen. Das Volk, welches den versprochenen Begünstigungen halber seinen Rechten entsagt hätte, was würde es, getäuscht in seinen Hoffnungen, thun, was würde es sagen? Es wäre dies ein gefährliches Spiel und ein ungerechtes und eben deshalb fürchte ich es nicht: denn der Herrscher kann nicht wollen, was für den Staat gefährlich und für das Volk ungerecht ist.“

Brauchen wir noch ausdrücklich zu sagen, daß diese gewaltige Rede mit einem Schlage die Wankenden wieder ernuthigte und jedes Abweichen von der Rechtscontinuität verhinderte? Die Rede war die letzte offene Feldschlacht, welche Deák den Altconservativen lieferte. Indem er sie vor dem ganzen Lande als die Männer der Opportunität hinstellte, welche mit dem Octoberdiplome die Rechte Ungarns preis-

gaben, hatte er für alle Zeiten den politischen Einfluß dieser Partei vernichtet. Jene durch ihre persönlichen Eigenschaften hervorragenden Politiker, welche vordem den Altconservativen angehört oder mit denselben innige Fühlung unterhalten hatten, mußten sich selbst in späterer Zeit erst zu dem Programme Deák's bekennen, ehe sie wieder in die politische Oeffentlichkeit traten.

Das königliche Rescript vom 3. März, welches die Adresse beantwortete, verließ im Wesen nicht den Rahmen der Thronrede; die zweite Unterhausadresse vom 19. März stellt sich als Duplik dar, welche von dem Pfade der Rechtscontinuität nicht um Haarsbreite abweicht. „Die wirkliche Rechtscontinuität,“ so erklärt die zweite Adresse Deák's, „bezieht sich nicht bloß auf die Entstehung der Gesetze, sondern auch auf deren Vollstreckung und Aufrechthaltung.“ Die Verhandlungen im Wege der Adressen und Rescripte hatten die gegensätzlichen Standpunkte einander nicht näher gebracht. Aber diesmal erklärte Deák den Faden der Verhandlungen nicht für abgerissen, er schickte sich vielmehr an, darzuthun, wie er sich die Lösung des Problems der gemeinsamen Reichsangelegenheiten, ihre Definirung, Verhandlung und Verwaltung praktisch vorstelle. Ueber seinen Antrag wählte der Reichstag am 1. März die Siebenundsechziger-Commission, welche am 3. Mai ein Subcomité von 15 Mitgliedern entsendete. Am 25. Juni legte das Subcomité sein Operat vor, welches die Unterschriften des Grafen Julius Andrássy als Präsidenten und Anton Csengery's als Schriftführers trägt. Der geistige Urheber des Entwurfes aber, aus welchem binnen Jahresfrist das Ausgleichsgesetz, das Grundgesetz des Dualismus hervorging, war Franz Deák. In den Kämpfen um die Verfassung war in ihm auch die Form herangereift, in welcher die gemeinsamen Angelegenheiten zu behandeln und erledigen wären. Die Institution der Delegation bildet die Lösung des Problems; das Centralparlament, welches in Ungarn mit Recht als der Ausdruck der Reichseinheit, als die Unterordnung Ungarns unter ein Staatswesen höherer Kategorie betrachtet ward, wurde bei Seite gelassen und eine Form gewählt, durch welche beide Staaten der Monarchie in jenen Angelegenheiten, in denen sie real verbunden sind, mit gleicher Kraft und Berechtigung ihren Staatswillen setzen sollten.

Die kriegerischen Ereignisse machten der landtäglichen Verhandlung ein vorläufiges Ende. Am 25. Juni wurde der Entwurf des Fünfzehner-Comités vorgelegt; am 26. Juni ward das vom 24. Juni, dem Tage von Custozza, datirte königliche Rescript verlesen, durch welches der

Reichstag vertagt wurde. Die Katastrophe von Königgrätz bewirkte, daß früher auf das Ausgleichsoperat zurückgegriffen wurde, als ursprünglich beabsichtigt sein mochte. Mitte Juli ward Deák telegraphisch zum Kaiser berufen. Die Berufung sollte geheim bleiben; der alte Herr stieg als Advocat Ferenczi im Hasen-Gasthose in Meidling ab. Am Tage nach seiner Ankunft ward er in früher Morgenstunde vom Kaiser empfangen. Der Kaiser erbat sich Deák's Rath darüber, ob der Krieg mit dem Aufgebote der äußersten Mittel fortgesetzt oder ob selbst um den Preis von Opfern ein rascher Friedensschluß angestrebt werden solle. Deák erklärte sich für incompetent, über die Fragen der äußeren Politik zu urtheilen. Er könne nur die Stimmung Ungarns zum Ausdruck bringen. In Ungarn herrsche zwar nicht jene Verzweiflung und Trostlosigkeit, die Wien ergriffen zu haben scheine. Aber mit jener Offenheit und Geradheit, die ihn zu jeder Zeit auszeichnete, legte Deák dar, daß Ungarn kaum große Opfer auf sich nehmen werde. Von dem Reichstage könne vor Wiederherstellung der Verfassung nichts erwartet werden, denn die Volksvertretung müßte sich zur Recrutenbewilligung für incompetent erklären. Er rathe daher zum Frieden. Die Zeit nach dem Friedensschlusse müßte zu raschen, einschneidenden Reformen benützt werden. Nur auf solche Weise sei es möglich, die Monarchie zu erhalten. Im weiteren Verlaufe lenkte sich die Unterredung auf die ungarische Frage und Deák soll den Anlaß ergriffen haben, um sich in sehr lebhaften Ausdrücken über jene Staatsmänner zu ergehen, welche Ungarn nicht verstehen und das Unglück des Reiches verschuldet haben. Der Kaiser dankte Deák für die Bereitwilligkeit, mit welcher er nach Wien geeilt war und sprach sein Bedauern aus, daß er über viele Angelegenheiten unrichtig informirt gewesen sei. Von mancher Seite wird behauptet, daß der Kaiser in dieser Audienz auch seine Geneigtheit, das Elaborat des Fünfzehnercomités anzunehmen, erklärt, und daß Deák auf eine diesfällige Anfrage schon bei diesem Anlasse die Aufmerksamkeit des Kaisers auf den Grafen Julius Andrássy als auf die berufenste Persönlichkeit zur Bildung des ungarischen Ministeriums gelenkt habe.

Drei Monate aber gingen noch in's Land, ehe in den Ausgleichsverhandlungen ein nennenswerther Fortschritt zu erzielen war. Die Kaiserreise durch Böhmen brachte die entscheidende Wendung. Graf Eszterházy, der prononcirte Vertreter der ungarischen Hochtories im Ministerium, wurde in demselben Momente entlassen, als Graf Beust zum Minister des Aeußern ernannt wurde und gleichzeitig mit dieser

Ernennung erfolgte die Einberufung des ungarischen Reichstages auf den 19. November. Das königliche Rescript, mit welchem der Reichstag wieder eröffnet wurde, erklärte den Entwurf des Fünfzehnercomités als einen geeigneten Anknüpfungspunkt für das Zustandekommen des Ausgleiches und deutete jene Punkte an, bezüglich welcher eine Abänderung nothwendig erscheine. Das Rescript kündigte die Ernennung eines verantwortlichen ungarischen Ministeriums an und überließ es diesem, die Vorschläge zur Abänderung der 1848er Gesetze zu unterbreiten. Ungarn stand, wie das Rescript sich ausdrückte, an der Schwelle der Erfüllung seiner Wünsche.

Die Schwelle konnte Ungarn nicht überschreiten, so lange Graf Egbert Belcredi am Ruder war, der mit dem von ihm erfundenen außerordentlichen Reichsrathe, dessen Majorität national-föderalistisch ausfallen mußte, dem Ausgleich mit Ungarn ein Bein zu stellen gedachte. Der Ringkampf zwischen Belcredi und Beust mußte ausgekämpft werden und erst als der Staatsminister gefallen, die Aera der Sistirung, die so viel Unheil über Oesterreich gebracht, zusammengebrochen war, konnte der Ausgleich als gesichert betrachtet werden. Als Franz Deák am 8. Februar 1867 abermals vom Kaiser empfangen wurde, war der Ausgleich fertig. Am 16. Februar wurde Graf Majláth seines Amtes als ungarischer Hofkanzler enthoben, am 17. Februar war Graf Julius Andrássy zum ungarischen Ministerpräsidenten ernannt. Deák's zähe Ausdauer war von dem glänzendsten Erfolge gekrönt, die Rechtscontinuität war zur That, die 1848er Gesetze waren zu neuem Leben erweckt worden. Franz Deák hatte das große Ziel seines Lebens erreicht, er hatte errungen, was die blutigen Kämpfe dreier Jahrhunderte Ungarn verweigert hatten.

An diesem seltenen Glücke ließ sich Franz Deák genügen; er schlug die Ministerpräsidentschaft aus, sein bescheidener Sinn lehnte es ab, an Stelle des Palatins am Tage der Krönung zur Seite des Thrones zu stehen; er verbat sich jede Ehrenbezeugung, jede Auszeichnung, und als am 8. Juni, am Tage der Krönung, sein Name aus Aller Mund erscholl, saß er in stiller Zurückgezogenheit in seinem einsamen Zimmer. Wer in der erfüllten Pflicht sein volles Genügen findet, der strebt nicht nach den wohlfeilen Huldigungen und der wandelbaren Gunst der unheiligen Menge.

Es kann nicht in den Rahmen dieser Studie fallen, den staatsrechtlichen Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn, welchem Deák's Geist aufgeprägt ist, kritisch zu würdigen. Aber die Eine Thatfache mag

hervorgehoben sein: Mehr als zwanzig Jahre sind vorübergezogen, seit dieser Ausgleich zur That geworden und von den trüben Voraussetzungen, mit welchen man die dualistische Umgestaltung empfing, hat sich keine einzige erfüllt. Manche ernste Lage ist über die Monarchie hereingebrochen und der Dualismus vermochte jederzeit den Forderungen der Staatsnothwendigkeit zu entsprechen, kein wahres und wirkliches Interesse des Reiches ist durch denselben geschädigt worden. Der Glaube an die Dauerhaftigkeit des Dualismus hat in weiten Kreisen Wurzel geschlagen und zwischen Oesterreich und Ungarn, die Jahrhunderte hindurch bittere Fehde trennte, ist Friede und Freundschaft eingekehrt. An Reibungen zwischen den beiden Reichshälften hat es nie gefehlt, sie waren gegeben durch die Verschiedenheit der wahren und noch mehr der vermeintlichen Interessen; aber sie wären zu vermeiden oder zu mildern gewesen, hätten sich in Oesterreich nicht die wirthschaftlichen und politischen Voraussetzungen, auf welche der Ausgleich gegründet war, geändert. Die Freiheit des wirthschaftlichen Verkehrs wurde aufgegeben und den Deutschen in Oesterreich ist künstlich die politische Führung entzogen worden.

Vielleicht wäre es unter anderen Verhältnissen möglich gewesen, ein günstigeres Resultat zu erzielen und zum mindesten die „Monarchie auf Kündigung“ zu vermeiden; allein Deák gegenüber stand die Partei der Personalunion, verbündet mit den starren Achtundvierzigern, dem Reste der Revolutionspartei, und mit diesem Factor mußte Deák rechnen. Auf österreicherischer Seite aber fehlte das Gegengewicht, die Verfassung war sistirt, es gab kein österreichisches Parlament und wohl mit vollem Recht durfte Moriz v. Kaiserfeld in die bittere Klage ausbrechen: „Rechtlos, verfassungslös, als Bettler schickt man uns nach Pest!“

Ob der Dualismus eine dauernde Form oder nur ein Uebergangsstadium zu einer neuen Gestaltung ist? Wer könnte diese Frage beantworten und welchen Nutzen hätte eine solche Antwort? In der Kette der geschichtlichen Entwicklungen erscheint jede Verfassungsform als eine vorübergehende, als ein Provisorium, an welches das nächste Provisorium anknüpft. Wenn es das Schicksal jedes Menschen ist, sich zu Tode zu leben, so ist dies nicht minder die Bestimmung menschlicher Einrichtungen; jede trägt bei ihrem Entstehen schon den Keim des Verfalles in sich. Noch deutet aber kein Zeichen darauf, daß der Dualismus seine geschichtliche Mission in dieser Monarchie beendet hätte, noch zeigen sich auch nicht die leisesten Anrisse einer neuen Form,

welche die Fähigkeit und die Kraft besäße, mit der gleich befriedigenden Wirkung die Aufgaben des Dualismus zu erfüllen.

\* \* \*

Mit der Beendigung des Ausgleiches hatte der Werkmeister seine Arbeit vollendet. Mit der schlichten Bescheidenheit, die zu seinen hervorstechendsten Charakterzügen gehört, zieht er sich in den Hintergrund zurück. So lange seine Gesundheit es gestattet, erscheint er häufig im Reichstage, aber selten ergreift er mehr das Wort. Keine wichtige Vorlage wird dem Reichstage unterbreitet, ohne daß die Regierung die Ansicht Deák's eingeholt hätte, aber der alte Herr weiß die Verantwortlichkeit zu würdigen, welche das Ministerium trägt, er hat den deakistischen Regierungen keine Verlegenheiten bereitet, er gab sich nie zur Intrigue her, wohl aber hat sein gewichtiges Wort in den Parteiversammlungen den Ministern oft genug die Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt, denen sie begegneten. Freilich, auch zu zürnen vermochte der alte Herr, und als er eines Tages in der Clubberathung den Grafen Melchior Sönyay nicht mehr mit dem ihm sonst geläufigen vertraulichen Ausdrucke bezeichnete, sondern von „Sr. Excellenz dem Herrn Ministerpräsidenten“ zu sprechen anhub, da war dieser Ministerpräsident gefallen, Wochen vorher, ehe Ludwig Csernatony ihm in öffentlicher Parlamentsitzung die tödtliche Wunde beibrachte.

Allmählich nöthigen Krankheit und zunehmendes Alter Franz Deák, den Verhandlungen des Reichstages fern zu bleiben und es war ein Ereigniß, als am 28. Juni 1873 der müde Greis, halb gebrochen schon durch sein fortschreitendes Leiden, den Sitzungsaal des Abgeordnetenhauses betrat, in welchem ein Mitglied der äußersten Linken vor leeren Bänken einen Antrag begründete. Bischof Schopper von Rosenau hatte in seiner Diocese das Unfehlbarkeitsdogma verkündet und Geza Lükö beantragte nun, das Haus möge sich mit der Rüge des Kultusministers nicht begnügen und die Regierung anweisen, über die Aufrechthaltung des *jus placeti* zu wachen und in diesem wie in allen ähnlichen Fällen mit aller Strenge vorzugehen. Zur allgemeinen Ueberraschung ruft der Schriftführer den Namen Franz Deák und nun freilich strömen aus den Couloirs die Abgeordneten herein, sie schaaren sich um den Eckplatz der ersten, rechten Bankreihe, sie lauschen mit athemloser Spannung den Worten, die sich schwer und mühsam aus der Brust des Greises entringen, die aber hinausklingen durch die

weiten Gaue des Landes und weit über dessen Grenzen. — Der „Weise des Vaterlandes“ hält seine letzte Rede — über die Religionsfreiheit, ein Plaidoyer gegen den Culturkampf in Deutschland, der eben damals begonnen hatte, eine warme Befürwortung der vollen Freiheit der Culte innerhalb der Grenzen, welche der Staat im Interesse seines eigenen Bestandes zu ziehen für nothwendig erachtet. Selten ist in so wenigen kernigen Sätzen die Frage der Civilehe entwickelt, das vernichtende Urtheil der Absurdität über die Nothcivilehe gesprochen und die obligatorische Civilehe als das Corrolar des familienrechtlichen Vertrages hingestellt worden, als welchen auch Deák die Ehe auffaßt.

Die kirchenpolitische Rede war Deák's Schwanengesang; noch einmal erhob er sich auf die Höhe seiner Glanzzeit, noch einmal riß er seine Zuhörer und Zeitgenossen mit sich fort, dann verstummte sein Mund für immer. Noch war es ihm vergönnt, die Fusion der Parteien zu erleben, die Genugthuung zu genießen, daß sein größter politischer Gegner, Koloman Tisza, die Irrthümer abschwor, die er acht Jahre hindurch als Parteiführer vertreten hatte und die Fahne aufnahm, welche der müden Hand Deák's zu entfallen drohte. Ein Jahr später, am 28. Januar 1876, machte der Tod seinem langjährigen Leiden ein Ende.

Mit Franz Deák entschwindet eine große Gestalt für immerdar aus der ungarischen Geschichte; Ungarn hat an ihm einen Sohn verloren, den alle Bürgertugenden schmückten, dessen ganzes Wollen und Sehnen in seinem Vaterlande aufging, der nichts für sich, Alles für sein Vaterland erstrebte. Selten, vielleicht nie hat ein einfacher Bürger niedrigen Ursprunges, den nicht das Waffenglück zu den Höhen der Macht emportrug, auf die Geschicke seines Landes einen so entscheidenden und nachhaltigen Einfluß geübt, und das eben ist es, was Franz Deák über die Berühmtheiten seiner engeren Heimath hinaushebt und ihn zu einer weltgeschichtlichen Erscheinung macht. Selten aber war ein bedeutender Charakter aus so einfachen Elementen zusammengesetzt: denn Deák's Größe besteht aus seiner Schlichtheit, seiner Geradheit, seiner makellosen Ehrlichkeit, seiner unwandelbaren Liebe zur Freiheit. Sein Leben war ein steter Kampf und doch blieb ihm kein einziger Feind.

In der Schöpfung, die er hinterlassen, hat er sich ein dauerndes Denkmal errichtet, als jenes, das Künstlerhände ihm geformt. So lange rucklose Hände die Friedensurkunde nicht zerrissen haben, die Fürst und Volk vereinbart, die ein Königseid besiegelt hat, so lange

die Monarchie der Habsburger auf dualistischer Grundlage besteht und sich entwickelt, so lange schlichte Größe, wahrer Adel der Gesinnung und edle Freiheitsliebe auch neben dem Talente des Staatsmannes als Tugenden geachtet und gepriesen werden; wird Franz Deák's Gestalt fortleben als ein leuchtendes Vorbild für die späten Geschlechter. „Posteritati narratus et traditus superstes erit.“

---

## Die Kunst in Dalmatien.

Von Professor Alois Hauser. \*)

### III. Die neuere Zeit.

Mit dem 15. Jahrhundert macht sich der dauernde Einfluß Venedigs in Dalmatien geltend. Die ganze Küste und die Inseln, Ragusa und sein Territorium ausgenommen, waren in den Besitz der Republik übergegangen und blieben, trotz wiederholt feindlicher Bedrohungen von Seite der Ungarn und Türken, bis zum Untergang der Republik in dem Besitz derselben. Venedig hat den Küsten und Inselstädten jenen Charakter gegeben, welchen sie bis vor Kurzem noch unverändert trugen, der venetianische Einfluß wirkt durch 400 Jahre in der Verwaltung, in der Sprache und Cultur und bestimmt auch die Kunstthätigkeit des Landes vollständig. Allerdings erstreckte sich derselbe fast ausschließlich nur auf die Küsten und Inseln, im Binnenlande selbst ist wenig davon zu spüren. Die Venetianer verlegten das Schwergewicht ihrer Herrschaft auf die festen Punkte, welche ihrer Seemacht zugänglich waren, an der Kultivirung des ganzen Landes scheinen sie kein Interesse genommen zu haben, ja sie vernachlässigten das Festland auf Kosten der Seeplätze. Man darf sich daher nicht wundern, daß das Binnenland im grellen Gegensatz zur Küste stand und daß, auch beeinflusst durch die fortwährenden feindlichen Bedrohungen, sich hier weder eine einheimisch nationale, noch die fremde venetianische Cultur entwickeln konnte. Den genannten Umständen ist es aber auch zuzuschreiben, daß die Kunstthätigkeit dieser Periode sich nur in den Küstenstädten und auf den Inseln geltend machte, das Binnenland aber unser Interesse nach dieser Richtung nicht in Anspruch nehmen kann.

\*) Siehe „Oesterreichisch-Ungarische Revue“, II. Band, IX. Heft, Seite 52, und III. Band, I. Heft, Seite 29.

Der Fremde, der die dalmatinischen Städte durchwandert, wird stets erinnert, daß eine bedeutende Macht hier gewaltet habe, die sich auch durch äußerliche Zeichen immer wieder zu erkennen gab. Ueberall auf Schritt und Tritt begegnet man das Wahrzeichen der venetianischen Republik. Eine ganze Heerde St. Marcus-Löwen ist über das Land verbreitet und besetzt die wichtigsten Posten, die öffentlichen Gebäude aller Art, die Stadttore, Mauern und Thürme. Aber auch ohne dem Vorhandensein dieses in die Augen springenden Zeichens würde man aus dem gemeinsamen Charakter der Stadtanlagen zu dem Eindrücke gelangen, daß hier eine gewaltige organisatorische Macht thätig war. Die von der Republik eingesetzte Verwaltung des Landes wurde für die Bauweise und Ausgestaltung der Städte höchst einflußreich. Wir sind überrascht, in jeder dalmatinischen Stadt eine Piazza dei Signori zu finden, zu deren Seiten der Palast der politischen Verwaltung, der Glockenthurm und die Loggia pubblica nicht fehlen dürfen. Es war die venetianische Regierung, welche in jeder Stadt einen Mittelpunkt schuf, der sich in Zara als Sitz des Proveditore generale, in den anderen Städten als der der Conti zu einer größeren baulichen Anlage entfaltete. Dieser Mittelpunkt mußte um so erwünschter sein und war auch um so vortheilhafter und wirksamer, als ja die Straßen eng und nirgends für Wagenverkehr practicabel sind, das Vorbild Venedigs macht sich auch hier in auffallender Weise geltend, ohne daß, allerdings in Folge der Terrainverhältnisse, die Straßen vom Meere her canalisirt sind. Wie für die innere Einrichtung der Städte maßgebende Anlagen in großer Zahl ausgeführt wurden, geschah dies auch namentlich für die Befestigung derselben mit Bastionen und Gräben. Auch bei diesen Baulichkeiten begnügte man sich nicht blos mit den praktisch nothwendigen Ausführungen, sondern, wie es in dieser Zeit kaum anders denkbar war, wurde selbst der Festungsbau in edler architektonischer Weise durchgebildet, mit schönen Thoren und wohlgegliederten Mauern versehen. Alles dies zusammengenommen hat bewirkt, daß die dalmatinischen Städte vollständig venetianischen Charakter erhielten. Aus früherer Zeit blieben nur die Kirchen und wenige andere Bauten erhalten, selbst die Privathäuser und Palazzi nahmen allmählich vollständig venetianische Anlage und Bauweise an. Mit dem mächtigen Einflusse, der sich da geltend machte, übertrug sich auch die Kunstweise Venedigs auf Dalmatien. Der Styl der nun entstehenden Objecte konnte im Wesentlichen kein anderer sein als der venetianische und die mächtige Entwicklung der Kunstthätigkeit in Venedig mußte auch in Dalmatien fühlbar werden

und hier ähnliche, wenn auch bescheidenere Wege gehen wie dort. Es wurde schon bei der Besprechung des Mittelalters hervorgehoben, daß der romanische Styl in Dalmatien bis in die Renaissancezeit währte und daß dieser als der einheimisch mittelalterliche anzusehen ist. Die Gothik steht dem Lande viel fremder gegenüber und ist von Venedig her eingeführt, nie zu voller Entfaltung gekommen; ihr folgte ja die Renaissance auf dem Fuße und durchsetzte die allerdings sehr bescheiden auftretenden gothischen Constructionsformen mit dem antikisirenden Detail.

Das bedeutendste bauliche Object, an dem sich der venetianische Einfluß im 15. Jahrhundert und der Uebergang von der Gothik in die Frührenaissance zu erkennen gibt, ist der herrliche Dom zu Sebenico. Mit dem Fundamente für denselben wurde im Jahre 1431 begonnen, 1441 wurde die Arbeit unter dem Bischofe Giorgio Siggoreo nach dem Plane des Architekten Giorgio Dalmatico (Giorgio Orsini), einem geborenen Sebecaner, fortgesetzt. Während dieser Maestro Giorgio als der Urheber der ganzen Anlage des Baues anzusehen ist, war es ihm doch nicht gegönnt, denselben zu Ende zu führen, ihm folgten noch fünf andere Architekten und der Bau mußte öfters wegen Geldnoth unterbrochen werden, so daß die Einweihung der Kirche erst am 28. April 1555 durch Bischof Giovanni Lucio Stafileo vorgenommen wurde.

Die Kirche ist eines der interessantesten baulichen Beispiele, entstanden unter den verschiedensten Einflüssen constructiver und formaler Gestaltung. Sie ist eine dreischiffige Säulenbasilika mit Querschiff, Kuppel in der Vierung und drei Apsiden. Ueber den Seitenschiffen erheben sich niedrige Gallerien. Die Umfassungsmauern zeigen im Aeußeren bis etwa zur Höhe der Seitenschiffe gothische Formen bei allerdings wenig weit vortretenden Strebepfeilern. Auch die Portale sind durchaus im Sinne der reichen venetianischen Gothik gegliedert. Darüber hinaus aber macht sich die venetianische Frührenaissance in edelster Ausbildung geltend und erreicht in der Gestaltung des Kuppelbaues, sowohl seinem Aeußeren wie seinem Inneren nach, höchste Vollendung. Die Fassade der Kirche ist, der Dreischiffanlage entsprechend, mit einem Halbkreis- und zwei Viertelkreisgiebeln abgeschlossen. Es sind das Abschlußformen, welche für den Styl venetianischer Frührenaissance charakteristisch sind und an vielen Bauten Venedigs, ohne innere constructive Begründung, zur Verwendung kamen. Hier aber steht dieser Abschluß in directem Bezuge zu der dahinterliegenden Deckenconstruction. Das Mittelschiff und die Seitenschiffgalerien sind in bestimmten Abständen der Quere nach mit Steingurten überspannt, welche ein System von schuppenförmig

gelegten Steinplatten tragen. Gurte und dazwischenliegende Platten sind im Inneren wie im Aeußeren der Kirche durch keine weitere Bekleidung oder Dach verdeckt. Die Giebel bilden den naturgemäßen Abschluß dieser Construction, welche dem ganzen Bau eine sehr edle und klare Erscheinung verleiht.

In ähnlicher Weise wie diese Tonnen, ist auch die achteckige Kuppel über einem Tambour und Pendantifs construirt. Kommt in unserem Bauwerke die venetianische Gothik und Renaissance zu glänzender Entfaltung, so erinnert uns doch eben die genannte Construction auch daran, daß dem Baumeister der kleine Tempel in Spalato nicht unbekannt gewesen sein konnte, wenigstens steht sie der Bildung des Tonnengewölbes an diesem römischen Baue näher als allen sonst bekannten Gewölbearten.

Dem Dome von Sebenico ist kein nachfolgendes kirchliches Bauwerk in Dalmatien mehr an Größe und Bedeutung an die Seite zu stellen. Die meisten dalmatinischen Städte hatten im Laufe des Mittelalters größere Dome oder Kirchen erhalten. Zara, Trau, Spalato und jetzt Sebenico haben nun ihre Domkirchen, wovon jede in constructiver und formaler Beziehung eine andere Specialität repräsentirt. Die noch folgenden Kirchenbauten, in kleineren Dimensionen ausgeführt, gehören zu Klosteranlagen oder gelten nur dem Schmucke von älteren Kirchen als Facaden, Portale u. dgl. Bei diesen Arbeiten macht sich vorerst ausschließlich die venetianische Frührenaissance geltend und es erhoben sich die Facaden oder einzelnen Decorationsstücke nicht selten zu fein gegliederten reizvollen Objecten. Hierzu gehören in Zara die Facade der Klosterkirche S. Maria delle monache (madri benedettine) mit Halb- und Vierteltreieckgiebeln, in Lesina die zerfallene Kirche S. Marco mit ihrem schönen Campanile, die Facade der Kirche des Franciscanerklusters, mit einem fein gegliederten und reich sculptirten Portale, und der Dom ebenda, dann in Ragusa die in den Formen mit S. Maria in Zara verwandte Facade von S. Salvatore. Alle diese Bauten zeugen von edlem Sinn und Verständniß für die Renaissanceformen und von unbedingt venetianischem Einflusse. Zu den Bauwerken, welche dem 15. Jahrhundert angehören, zählt außerdem noch die dem Dome von Trau angebaute Capelle des Johannes Ursinus. Sie wurde von 1468 ab unter dem Bischofe Furlon von den Architekten Niccolo Fiorentino und Andreas Alecci erbaut. Die Architektur ist von edler lebendiger Gliederung mit reicher ornamentaler Ausstattung versehen, außerdem befinden sich ringsum in Nischen die lebensgroßen Gestalten der Apostel,

von denen vier, nach der Aussage Vasari's, von Alessandro Vittoria gefertigt sein sollen.

Die Hochrenaissance und der Barockstyl sind bei Kirchenbauten in Dalmatien wenig vertreten, wohl fehlt es nicht im Inneren der Kirchen an Einrichtungsstücken, wie Altären, Betstühlen u. dgl. in diesem Style, aber zu größeren Baulichkeiten kam es selten. Eine Ausnahme in dieser Beziehung macht Ragusa, wo das Erdbeben im Jahre 1667 einen großen Theil der älteren Baulichkeiten zerstörte und demnach Neubauten im Gefolge hatte. Das bedeutendste Object dieser Art ist die Jesuitenkirche S. Ignazio. Sie wurde 1699 begonnen und 1725 geweiht. Die Bauweise derselben erinnert durchweg an die Spätrenaissancebauten des 17. Jahrhunderts in Rom und allerwärts, wo die Gesellschaft Jesu Kirchen errichtete oder der Einfluß ihrer künstlerischen Thätigkeit sich geltend machte, der „Gesu“ in Rom hat auch hiesür die Grundlage gegeben. Bei der Erbauung und reichen Ausstattung der Kirche soll der berühmte Jesuite Pozzo einen wesentlichen Antheil gehabt haben. Fast gleichzeitig mit dieser Kirche wurden die Kirche S. Biagio und die Kathedrale S. Maria maggiore erbaut. Beide sind reich ausgestattete dreischiffige Barockkirchen mit Kuppeln in den Bierungen.

Eine größere Thätigkeit als auf dem Gebiete des Kirchenbaues wurde vom 15. Jahrhundert ab auf dem Gebiete des Profanbaues in Dalmatien entwickelt. Er ist es hauptsächlich, der uns in unzähligen Objecten größerer oder kleinerer Art den Einfluß der Republik Venedig auf ihren eigenen Besitz wie auf die Republik Ragusa vor Augen führt. Es kostet nicht viel Suchen und Mühen, in jedem dalmatinischen Städtchen eine Unzahl reizender kleiner Haus- und Palastfacaden, Thore, Fenster, Hof- und Stiegenanlagen zu finden, da wir sie auf Schritt und Tritt und oft in den engsten Gäßchen und Winkeln antreffen. Unter dem Eindrucke dieses Reichthums an Erscheinungen kann sich der Beschauer des Gefühles nicht erwehren, daß reger Kunstsinne und warmes Kunstbedürfniß diese Zeit beherrschten. Wenn die den Dimensionen nach kleinsten Objecte, die zumeist in ganz engen Straßen liegen, dennoch reich an Schönheiten aller Art sind und eine Fülle von Schöpfungen der Architektur und Sculptur bieten, muß der Beschauer unwillkürlich einen Vergleich ziehen mit der nachfolgenden Zeit oder, sagen wir es offen, mit der Gegenwart, deren vielgepriesener Kunstsinne sich wie eine Treibhauspflanze zu dieser gesunden, lebendig sprießenden gemeinsamen Ueberzeugung ausnimmt. Erst eine solche Ueberzeugung, die nicht viel frägt und

philosophirt, die dem großen und kleinen Manne gemeinsam ist, schafft all-orts und verschönert die Hütte wie den Palast. Die engen Gassen und Winkel der dalmatinischen Städte sprechen noch deutlicher und vernehmbarer als die großen Plätze der italienischen Städte mit ihren herrlichen Palästen, welchen Einfluß die italienischen Meister nahmen, wie sie es verstanden, überallhin veredelnd und verschönernd zu wirken. Die venetianische Gothik und Renaissance treten uns allwärts entgegen, da ein Portal, dort Biforien oder Triforien, drei- oder viertheilige Fenster mit Balconen, hie und da ganze Façaden, wie die venetianischen mit gekuppelten Fenstern in der Mitte, einzelne zu den Seiten, dann wieder Wappen, Schilder, Cartouchen, zierliche Pilasterstellungen und gothisirendes Maßwerk. Es ist eine Welt von Formen, die uns da erfreut, die aber mit jedem Tage zugeschnitten und verkümmert wird und der modernen Bauhätigkeit, die nur Erscheinungen nüchternster Sorte an die Stelle zu setzen weiß, zum Opfer fällt.

Die öffentlichen oder Verwaltungsgebäude tragen wie die Privathäuser und Kirchen namentlich im 15. Jahrhundert den Charakter des Mischstiles gothischer und Renaissanceformen. Leider ist auch hiervon Manches im Laufe der Zeit entstellt und verdorben worden und mancher Stadtplatz hat einen Theil seines Reizes eingebüßt. So war die Piazza dei Signori in Spalato einst ein mit malerischen Baulichkeiten umgebener Platz, von diesem hat sich aber nur der Palast des Conte mit gothischen Arcaden im Erdgeschoß, aber entstelltem oberem Stockwerk, dann eine malerische Verbindungsbrücke von diesem zu einem im Renaissancestyl ausgeführten hübschen Nachbarhause erhalten. Die einstige Loggia des Platzes ist vermauert und entstellt. Auch die Verwaltungspaläste aus venetianischer Zeit in den übrigen Städten hatten nicht zu ihrem Vortheile Veränderungen zu erleiden gehabt. Am besten erhalten und ein Werk von hervorragender Bedeutung ist der Palast der Rectoren oder Palazzo della Signoria in Ragusa. Der Bau desselben begann 1388, 1435 brannte das Gebäude ab, wurde zum Theile neu aufgebaut und erlitt beim Erdbeben 1667 neuerdings bedeutende Schäden. Die Mitte der Fronte des Gebäudes wird im Erdgeschoße von einer schönen Loggia von sechs Rundbögen über Säulen geschmückt, welche als Halle bei festlichen Anlässen Verwendung fand. Das obere Stockwerk ist mit spitzbogigen Fenstern, die durch Säulchen und Maßwerk getheilt sind, versehen. Der Charakter des Gebäudes und seiner Formen ist ein echt venetianischer, namentlich ist die Verwerthung der verschiedensten Stylformen, die aber alle zusammenwirken, dem Bauwerke den Eindruck eines

echten Frührenaissancewerkes im vollsten Sinne zu geben, von Bedeutung. Der Baumeister Giorgio Dalmatico, dessen wir schon beim Dome von Sebenico Erwähnung gethan, wird auch mit dem Baue des Rectorenpalastes in Bezug gebracht. Ein weiteres Object hervorragender Bedeutung ist die sogenannte Sponza in Ragusa, der Palast der Dogana. Auch er trägt, im 16. Jahrhundert erbaut, mit seinen Rundbogenhallen im Erdgeschosse und Spitzbogenfenstern in den Stockwerken der Fagade und des Hofes den vollen Einfluß der venetianischen Renaissance.

Eine besondere Specialität der dalmatinischen Städte sind die Loggien, welche keiner Piazza dei Signori fehlen durften. Der Zweck derselben war, als Versammlungsräume bei festlichen Anlässen zu dienen, sie sind nicht Familienloggien gewesen, wie die italienischen des 15. Jahrhunderts, sondern öffentliche, von Staatswegen errichtete Gebäude. In denselben wurden nicht bloß ernste Dinge verhandelt, Gerichtsversammlungen u. dgl. abgehalten, sondern sie waren auch der heiteren Seite des öffentlichen Lebens gewidmet und bildeten im Carneval die Ballhale. Bei solchen Anlässen sollen dann, wie berichtet wird, die nebenanliegenden Folterkammern zu Toiletteräumen für die Damen umgestaltet gewesen sein. Die erhaltenen Loggien stammen sämmtlich aus dem 16. Jahrhundert, was auch die Bauweise derselben, die durchwegs jene der Hochrenaissance ist, zu erkennen giebt. Den werthvollsten Rest einer Loggia, die auch zu den frühesten in Dalmatien gehörte, enthält die Stadt Trau. Es war eine Halle, mit Holzdach über Säulen errichtet und liegt auf dem schönen Platze gegenüber dem Dome und zur Seite des Palazzo del Conte. Die Säulenschäfte und Capitelle scheinen von Salona genommen zu sein, wenigstens haben sie die größte Aehnlichkeit mit jenen, welche vor Kurzem in der Basilika in Salona ausgegraben wurden. Das Dach ist leider zerstört, die Rückwand aber zeigt ein reiches Relief, den Marcuslöwen mit dem Buche, darüber die Justitia und zu beiden Seiten desselben die Heiligen Laurentius und Johannes, und schöne decorative Candelaber in Relief gebildet und im Sinne der besten Frührenaissance ausgeführt. Die ursprünglichen Steintische und Bänke sind noch erhalten und es würde weder viel Arbeit noch viel Kosten verursachen, diese Loggia als schönen Schmuck des Platzes im anfänglichen Zustande wiederherzustellen.

Zara hat auf seiner Piazza dei Signori eine Loggia erhalten, die sich gegenüber dem ebenfalls venetianischen Wachgebäude mit Uhrthurm befindet. Dieselbe ist ähnlich der Loggia in Venedig mit drei Bogenöffnungen, hier aber mit gekuppelten Säulen gebildet und viel

einfacher gestaltet. Sebenico erhielt dem Dome gegenüber eine lange Loggia, welche in Verbindung mit dem einstigen Stadthause im Jahre 1522 errichtet wurde, später aber entstellende Veränderungen erfuhr. Am besten erhalten und am imposantesten entwickelt ist aber die Loggia in Lesina. Sie öffnet sich mit sieben Bogenstellungen gegen den Platz und bildet eine schöne Zierde desselben und des ganzen Hafens. Der Styl der Loggia ist, wie bei jenen in Zara und Sebenico, die Hochrenaissance, hier aber mit reicherer Durchbildung und gefälligerer Anordnung. Ob die allgemeine Annahme, daß die Loggien in Zara und Sebenico von dem bekannten Veroneser Architekten Sanmicheli erbaut wurden, richtig ist, steht zu bezweifeln. Abgesehen davon, daß die erstere überschlank, die letztere mehr gedrückte Verhältnisse zeigt, ist auch die sonstige Ausbildung der beiden so wesentlich voneinander verschieden, daß man nicht an ein und denselben Künstler, ja wenn man einen Vergleich zieht mit den übrigen Werken Sanmicheli's, vielleicht bei beiden nicht an den Meister denken kann. Die Meinung, daß Sanmicheli diese Bauten errichtet habe, findet aber wohl ihre Nahrung darin, daß dieser Architekt in der in Rede stehenden Zeit vielfache Aufträge im Dienste der Republik ausführte. Ihn führten namentlich die Befestigungsbauten von Venedig in alle festen oder zu befestigenden Plätze dieser Macht.

Michele Sanmicheli lebte von 1484 bis 1559. Er hat anfangs im Kirchenstaate, später im Gebiete der Republik Kirchen und Paläste erbaut; besonders bekannt und berühmt wurde er aber von da ab, als sein Souverän, die Republik Venedig, ihm die Befestigung seiner meisten Plätze bis in den Orient hin auftrug. Ihm wird ein neues System des Befestigungsbaues, bedungen durch die Veränderungen des Geschützwesens, zugeschrieben, das sich glänzend bewährt haben soll. Von den Befestigungswerken, die er ausführte, nennen wir jene von Verona, Legnano, Peschiera, Brescia, Bergamo, Orzinuovi, Padua, Venedig (Lido), Zara, Sebenico, Corfu und Candia. Seine Thätigkeit war also eine sehr ausgedehnte; er hat aber in seinen Bauten nicht bloß dem zunächstliegenden Bedürfnisse der sicheren Vertheidigung und Befestigung Rechnung getragen, sondern als echter Künstler des 16. Jahrhunderts die ihm auf diesem Gebiete gestellten Aufgaben auch, wo es möglich war, nach der künstlerischen Seite zu gestalten gesucht. Seine Bauten tragen bei aller Festigkeit und Massigkeit doch einen künstlerischen Charakter, selbst die einfachen Mauern sind schön in den Verhältnissen und in der Verwerthung der einfachsten Architekturformen gestaltet. Eine besondere Ausbildung ließ er aber den Thorbauten zu Theil

werden. Er, der die antiken Bauten in Rom sehr genau kannte, hatte das richtige Gefühl, daß die Triumphbögen kein Vorbild für die gegebene Aufgabe sein konnten, sondern daß er hier mit derberen, kräftigeren Ausdrucksmitteln und Formenelementen wirken müsse. Das führte ihn zu einer ausgiebigen Verwerthung der Rustika, und zwar nicht blos für die Wandquadern, sondern auch für die Trommeln der Säulenschäfte und für die Pilaster.

Eines seiner ausgezeichnetsten Werke ist die Porta di Terraferma in Zara. Sie ist in der Hauptanordnung der Porta S. Zenone in Verona verwandt, nur hat Sanmicheli in Zara die Architektur noch reicher und harmonischer gestaltet als dort. Die dorischen Formen, die er mit Vorliebe verwerthete, sind hier auch mit Bezug auf das Triglyphon des Gebälkes vollständig durchgebildet, außerdem tritt zur durchgehenden Rusticirung der Wandflächen und Säulenschäfte eine edle Ausstattung mit Inschrifttafeln, Schildern und flatternden Bändern über den Seiteneingängen, dem S. Marcuslöwen über dem mittleren Bogenthore hinzu. Das zierliche Detail der Ausstattung steht wohl im eigenthümlichen Contrast zur derben Behandlung der Rustica-Architektur; für den gegebenen Zweck ist aber diese Auffassung nicht widersprechend, sie ist vielmehr ein sprechender Ausdruck für das Wesen des Baues und den edlen Kunstsinne seines Bauherrn, und man wird sich die eigenthümliche Behandlung der antiken Formen hier jedenfalls lieber gefallen lassen, als bei so vielen anderen Bauten, welche nach Sanmicheli und für ganz andere Zwecke entstanden, dieselben Gegenstände edler Profilirung und derber Bearbeitung nebeneinander zeigen. Sanmicheli hat außer den Befestigungswerken in Zara auch im Auftrage der Regierung das Fort San Nicolò zur Sicherung der Hafeneinfahrt bei Sebenico erbaut. Dasselbe ist rings vom Meere umgeben und wird wieder durch ein Thor betreten, das bedeutungsvolle architektonische Auszier erfuhr. Hier ist eine Bogenöffnung von gekuppelten Säulen mit Gebälk umrahmt. Säulen und Gebälk sind dorisch und in derselben Weise wie bei der Porta Terraferma in Zara behandelt. Ueber einer hohen Attika erhebt sich der ganz plastische S. Marcuslöwe. Während der Entwurf zu diesem Thore dem Michele Sanmicheli zugeschrieben wird, ist aber die Ausführung desselben unter der Leitung seines Neffen Giovanni Girolamo Sanmicheli im Jahre 1533 vor sich gegangen.

Die bauliche Thätigkeit der Republik Venedig muß im 16. Jahrhundert in Dalmatien eine sehr ausgedehnte gewesen sein und erstreckte sich auf alle Küstenstädte dajelbst, mit Ausnahme Ragusas, das aber

auch gleicherweise in seinen Neubauten von italienischem Einflusse vollständig beherrscht war.

Nur vorübergehend sei hier erwähnt, daß Venedig es auch nicht unterließ, für sanitäre Einrichtungen der befestigten Städte zu sorgen. Wieder war es Michele Sannicheli, der im Auftrage der Republik einen höchst interessanten und noch heute im Gebrauche stehenden Cisternenbau ausführte. Die Republik hat es wohl absichtlich vermieden, die antiken Wasserleitungen, wie sie bei Zara und Spalato ausgeführt waren, wieder in Stand zu setzen oder neue Leitungen von außerhalb in die Festungen zu führen, weil sie die Gefahren, die bei Belagerungen für dieselben entstehen konnten, wohl einsah. Dagegen hat sie in den Festungen für Cisternen gesorgt. So erhielt Zara durch Sannicheli einen Cisternenbau, der an Großartigkeit seines Gleichen suchte. Er soll nach dem Entwurfe des Genannten nach dessen Tode im Jahre 1574 von dem Generalprovveditore Aloise Grimani erbaut worden sein und ist 45 Meter lang, 24 Meter breit und 7 Meter tief. Der Erdaushub betrug 7560 Kubikmeter, fünf Brunnen dienen zum Heraufziehen des Wassers und sind, wie gesagt, heute noch im Gebrauche. Schließlich wäre noch eines Bauwerkes zu erwähnen, das gleichfalls in seiner charakteristischen Gestaltung und Bestimmung an die Seemacht Venedig erinnert. In Lesina ist zur Seite des Hafens ein Fondaco erhalten, ein großes Gebäude mit einem vom Meere zugänglichen, mächtigen Gewölberaum im Erdgeschoß. Es diente dieser Raum als Marinearsenal, da Lesina bis zum Jahre 1767 die Station der sogenannten Armada jottile war, welche aus 30 Galeeren bestand und die mobile venetianische Seemacht im Adriatischen Meere bildete.

Nach dem 16. Jahrhundert scheinen, wenn wir die genannten Kirchenbauten in Ragusa ausnehmen, keine größeren baulichen Ausführungen von Kunst und kunsthistorischer Bedeutung in Dalmatien unternommen zu werden. Wenn wir absehen von Einrichtungsstücken in Klöstern, Kirchen u. s. w., bei welchen auch die Malerei, noch mehr als früher, zur Ausstattung im reichlichen Maße herangezogen wird, darf die Thätigkeit des Barockstiles im Allgemeinen als eine geringe und den Charakter der Dertlichkeiten wenig beeinflussende angesehen werden. Auch der Privatbau des 17. und 18. Jahrhunderts hat nur wenige Aeußerungen von Bedeutung aufzuweisen. Diesem Umstande ist es aber zuzuschreiben, daß sich das venetianische Dalmatien des 16. Jahrhunderts im Vereine mit den älteren Monumenten vorhergehender Zeit fast unverändert erhalten hat.

Merkwürdig ist, daß die römischen Monumente, welche den Grundton für die architektonischen Leistungen des Mittelalters gaben, vom 17. Jahrhunderte ab nicht immer guter Behandlung gewürdigt waren. Es ist dies eine um so bemerkenswerthere Erscheinung, als ja auch die Renaissancezeit in Italien nicht jene Pietät den antiken Monumenten entgegenbrachte, die man von dieser Zeit vor Allem erwarten sollte. Das bedeutendste römische Bauwerk, der Dom von Spalato, ist schon vom Beginne des 17. Jahrhunderts unter dem Erzbischofe De Dominis argen Entstellungen und Verunstaltungen ausgesetzt gewesen und es wurde in keiner Weise für die Erhaltung dieses wichtigen Monumentes Etwas gethan. Auch der ganze übrige Palast des Diocletian war vor jeder Art Angriffen nicht gesichert, das künstlerische und archäologische Interesse an diesen Dingen sank auf das tiefste Niveau herab, der Utilitätsstandpunkt wurde der allein maßgebende, der Ausnützung von Raum und Platz jedes andere Bedenken geopfert. Glücklicherweise hat sich dies in unserer Zeit wesentlich geändert. Die Kunst in Dalmatien ist heute vor Allem eine conservirende. Man ist seit wenigen Decennien zur Ueberzeugung gekommen, daß das Studium der Monumente und die Pflege derselben gleicherweise eine patriotische Pflicht, wie eine Quelle geistiger und materieller Anregung ist. Das Land und seine Bevölkerung ehren und erheben sich selbst, wenn sie die glanzvollen Monumente der Vorfahren bewahren und schätzen. Die Erhaltung ist eine Ehrenpflicht, das Studium und die eigene Anregung für selbstständiges Schaffen muß die consequente Folge sein. Die österreichische Regierung hat seit zwei Decennien die bezügliche Thätigkeit in ausgiebiger Weise gefördert und rege erhalten. Große und zum Theil schwierige Arbeiten wurden erledigt und sind zum Theile noch im Zuge. Ich brauche nur zu erinnern an die Restaurirung der Dome in Sebenico, Zara und Spalato, der Kreuzgänge in Curzola, Ragusa, Zara, der Sponza in Ragusa u. s. w., endlich an die durch kaiserliche Munificenz ausgeführte Restaurirung unzähliger werthvoller Bilder im ganzen Lande. Es hat sich da, wie gesagt, in den letzten Decennien eine glänzende Thätigkeit entwickelt, die man nicht unterschätzen darf. Zu den Bestrebungen nach Erhaltung der Kunstwerke tritt außerdem die Fürsorge um die Aufdeckung historisch berühmter antiker Localitäten im ganzen Lande, die Förderung der Ausgrabungen hat zu Erfolgen und Sammelwerthen geführt, die dem ganzen Lande im hohen Grade von Nutzen sind und den Sinn für die Kunst und Kunstthätigkeit anzuregen geeignet erscheinen.

Jeder, der das Land Dalmatien kennen gelernt hat, wer die nicht geringe Begabung seiner Bevölkerung für die Kunst und das technische Können zu schätzen weiß, wird mit mir am Schlusse unserer historischen Umschau den Wunsch nicht unterdrücken können, daß die Bevölkerung sich immer mehr des herrlichen Besitzes an Kunstwerken bewußt werden und der Erkenntniß immer mehr hingeben möge, daß der Erforschung und Bewahrung der herrlichen Schätze auch die eigene Bethätigung im Gebiete der Kunst folgen müsse, umsomehr, als alle Anzeichen dafür sprechen, daß Dalmatien einer frischeren Verkehrs- und Lebensthätigkeit entgegengeht.

---

## Die Ergebnisse der Urgeschichtsforschung in Oesterreich-Ungarn.

Von N. Bang.

(Schluß.)\*

Die in Oesterreich-Ungarn gemachten Funde, welche der reinen Bronzezeit angehören, sind, abgesehen von den Depotsfunden, deren Zeitbestimmung ziemlich schwierig ist, äußerst selten. Dies sucht man durch die Nähe der Mittelmeerländer Italien und Griechenland zu erklären, in denen das Eisen schon vor Beginn der historischen Periode im Gebrauche war und daher von dort frühzeitig in unsere Länder eindrang und die Bronze verdrängte. Im Norden Europas hingegen herrschte in jener Zeit, in welcher in der später zu beschreibenden Hallstatt-Culturperiode in den südlichen und mittleren Theilen Mitteleuropas das Eisen die Bronze zu ersetzen und zu verdrängen begann, noch reine Bronzezeit.

Einer der berühmtesten und durch Eduard v. Sacken's classische Beschreibung bekannt gewordene Fundplatz aus der in Oesterreich durch das erste Auftreten des Eisens charakteristischen Bronzezeit ist Hallstatt im Salzkammergut. Die in diesem Gebirgsstocke enthaltenen reichhaltigen Salzlager hatten dem Orte schon mehrere Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung eine große Bedeutung verliehen. Aus den Funden am Salzberge geht hervor, daß der Salzbergbau schon seitens der prähistorischen Bevölkerung betrieben wurde. Es befand sich hier der Sitz eines lebhaften geschäftlichen Betriebes, der Mittelpunkt ausgebreiteter Handelsverbindungen.

---

\*) Siehe „Oesterreichisch-Ungarische Revue“, IV. Bd. S. 95.

Der Weg zu den Bergwerken führt durch einen schattigen Wald und auf einer von Buchenwald umsäumten Wiese liegt der Platz, welchen die Einwohner jener Gegend vor etwa zweieinhalb Jahrtausenden zur Ruhestätte für ihre Todten erwählt hatten. Schon in den leztvergangenen Jahrhunderten waren auf dieser Wiese einige Alterthumsgegenstände zu Tage getreten. Beim Abräumen der Dammerde zur Gewinnung eines unter derselben liegenden Wegschotterers stieß der Bergmeister Ramfauer auf ein menschliches Skelet, welches einen Bronzering am Arme trug, und weiter auf mehrere Gräber mit Gefäßen aus Thon und Bronze. Die in der Folge im Auftrage des k. k. Münz- und Antikencabinetts zu Wien unter der Leitung des genannten Bergmeisters bis zum Jahre 1864 fortgesetzten Ausgrabungen führten allmählich zur Eröffnung von 992 Gräbern und zur Hebung von 6084 Gegenständen, welche eine für die Culturgeschichte unschätzbare Sammlung bilden. Leichenverbrennung und Leichenbestattung finden sich hier nebeneinander. Von den 992 Gräbern enthielten 455 verbrannte Gebeine, in 13 Gräbern schien eine partielle Verbrennung stattgefunden zu haben, während die übrigen 525 unverbrannte Leichenreste enthielten.

Die verbrannten Gebeine waren sichtlich mit großer Sorgfalt aufgesammelt, von Kohlen und anderen fremden Stoffen gereinigt und als Häuflein zusammengeschart und bald auf dem natürlichen Boden, bald auf einigen Steinen oder auf einer Platte oder in einem kunstlosen Trog von schwach gebranntem Thone aufbewahrt. In vereinzeltten Fällen waren die Gebeine in einen Holzsarg, in zwei Fällen in ein Bronzegefäß und ein einziges Mal in ein Thongefäß eingeschlossen, welches letzteres zu Füßen eines anderen Skelets beigelegt war. Um die Lagerstätten der Gebeine waren Asche und Kohlen aufgehäuft, die vom Brandplatze stammten, und auf den Ueberresten der Knochen lagen kleinere Beigaben, halbgeschmolzene Bronzeringe, ziformlosen Klumpen geschmolzene Glasperlen, welche mit den Leichen den Flammen übergeben worden. Größere Gegenstände, wie Waffen und Gefäße, hatten zur Seite der Knochen ihren Platz. Die meisten Bronzegefäße, von denen die meisten leer waren, wurden neben verbrannten Gebeinen gefunden; in einigen Gefäßen befanden sich Thierknochen. Sämmtliche Gräber enthielten mehrere Thongefäße, die zumeist leer waren. In einzelnen dieser Gefäße waren Thierknochen, Muschelschalen oder bronzenes Kleingeräth untergebracht. Häufig war das Grab mit einer Steinreihe eingefast und gewöhnlich auch mit einer Lage von Steinen bedeckt.

Später wurden noch weiter zahlreiche Gräber geöffnet, so im Auftrage des Museums Francisko Carolinum in Linz, dann durch v. Hochstetter, welcher auch die Existenz eines alten keltischen Bergbaues im Salzberge constatirte.

Die Grabbeigaben sind reichlich und reichhaltig, sie bestehen in Schmuck, Geräthen und Waffen verschiedenster Art, zu deren Herstellung Bronze, Eisen, Gold, Gagat, Bernstein, Thon, Elfenbein und andere Stoffe Verwendung gefunden haben. Bemerkenswerth ist, daß Silber unter den Hallstätter Funden nicht vorkommt. Vorherrschend sind die Schmuckgegenstände, dann die Waffen. Letztere sind durch Schwerter, Dolche, Aexte und Kelte, sowohl aus Eisen wie aus Bronze vertreten. Die Schutzwaffen beschränken sich auf zwei Bronzehelme; bronzene Schilde fehlen gänzlich. An Werkzeugen seien Aexte, Zangen, Meißel, Pfriemen, Nägel, Amboße erwähnt, die vielfach die noch jetzt gebräuchlichen Formen besitzen.

Unter den Schmucksachen zeichnen sich vor Allem die prächtigen, mit getriebenen Ornamenten reich ausgestatteten Gürtelbleche von Bronze aus. Dieselben scheinen auf Leder oder Zeug befestigt gewesen zu sein. Die Bronzebleche mit getriebenen Ornamenten spielten überhaupt in den Schmucksachen eine große Rolle, desgleichen hängende Ketten mit Klappenblechen. Zahlreich sind Armringe, theils hohl, aus zusammengebogenem Bronzebleche gebildet, theils von massivem Gusse. Das zu Grunde liegende Motiv ist eine Schnur mit aufgereihten Perlen oder Kugeln. Am häufigsten sind die Gewandspangen oder Fibeln vertreten. Am zahlreichsten unter den letzteren sind die Spiralfibeln und ihnen zunächst die alterthümlichen Bügelfibeln in den mannigfaltigsten Variationen vorhanden. Bronzegefäße wurden in großer Zahl und von mannigfacher Form ausgehoben. Zunächst Eimer (*situlae*) mit einem oder mehreren Henkeln; ferner cylindrische, quengerippte Eisten, endlich Vasen, Flaschen und tassenförmige Gefäße, Schalen *rc.*; diese Gefäße sind sämmtlich aus gehämmertem Bronzebleche, kein einziges ist gegossen. Manche bestehen aus mehreren Blechplatten, die mit großem Geschicke zusammengenietet sind. Die Thongefäße, oft von hübscher Form, sind stets aus freier Hand gearbeitet; einige sind mit Graphit überzogen.

Das Gesamtbild, welches uns aus den Funden bei Hallstatt entgegentritt, zeigt eine hochentwickelte Cultur mit stark ausgesprochener Vorliebe für Pracht und äußeren Glanz, mit einer nicht geringen technischen Geschicklichkeit und einer hochentwickelten Industrie. Den Reich-

thum dieses in Mitteleuropa beispiellosen Fundes wußte man sich anfangs nicht anders zu erklären, als durch den einträglichen Salzbau und die Handelsbeziehungen der am Orte ansässig gewesenen keltischen Taurister. Alle feineren Metallwaaren hielt man für Importartikel aus Oberitalien, namentlich aus Etrurien und nur die roheren Erze, sowie alle Eisensachen für einheimisches Fabricat. Diese Ansicht ging auf die Gesamtbetrachtung der mit dem Namen der Hallstätter Cultur bezeichneten vorgeschichtlichen Periode über und erst die reichen Ausbeuten der letzten Zeit, wie sie namentlich die krainerischen Nekropolen geliefert haben, warfen neues Licht auf diese Frage.

Wir haben uns etwas ausführlicher mit den Hallstätter Funden beschäftigt, weil dieselben einer ganzen Periode in der Entwicklungsgeschichte Mitteleuropas den Namen gegeben haben. Gegenstände dieser Culturepoche finden wir auf einem weit ausgedehnten Gebiet. In Oesterreich ist an erster Stelle Krain, welches einen außergewöhnlichen Reichthum an vorgeschichtlichen Ansiedelungen, Befestigungen und Begräbnißplätzen besitzt, zu nennen. Namentlich Watsch bei Littai ist zu einem Fundorte von höchster Bedeutung geworden, wo ein Gräberfeld aufgedeckt wurde, das Funde lieferte, welche denen von Hallstatt sich auf's engste anschließen.

Von Littai erreicht man in zwei Stunden den Marktflecken Watsch, der auf dem die Save begleitenden Höhenzug liegt. Ein Feldweg führt von hier über das Dorf Klenik gegen Osten nach dem die ganze Gegend dominirenden heiligen Berg.

Der Volksschullehrer von Watsch, Peruzzi, entdeckte im Jahre 1878, nachdem schon wiederholt Funde von den Landleuten gemacht wurden, welche auf eine ausgedehnte bis in die Urzeit zurückreichende Niederlassung auf dem oberhalb Klenik sich erhebenden Slemischkoer Höhenzuge schließen ließen, am südlichen Abhange desselben ein mit Bronzeschmuck verziertes weibliches Skelet.

Die wissenschaftliche Durchforschung wurde noch im selben Jahre durch Hofrath v. Hochstetter und Musealcustos Deschmann aus Laibach eingeleitet und bis in den Sommer 1883 fortgesetzt. Nach dieser Zeit wurden dann im Auftrage der anthropologischen Gesellschaft in Wien von deren Secretär Joseph Szombathy und dem Schreiber dieser Zeilen umfangreiche systematische Nachgrabungen vorgenommen.

Diese Untersuchungen haben ausgedehnte Grabstätten aufgedeckt; namentlich zeigte sich der schon erwähnte südliche Abhang des Slemischkoer Berges wie mit Gräbern besäet, welche zahlreiche, einer hochentwickelten

Metallindustrie angehörige Grabbeigaben enthielten. Die Gräber enthielten theils Leichenbrand, theils Skelette. Die Leichenbrandgräber zeigten gewöhnlich eine größere Urne, in welcher der Leichenbrand mit Beigaben lag und verschiedene Beigefäße. Die große Urne war gewöhnlich mit einer Steinplatte bedeckt. Die Skeletgräber zeigten zahlreichere und reichere Beigaben wie die Brandgräber.

Der wichtigste hier gemachte Fund ist die im Jahre 1882 von einem Arbeiter aus Kleinig ausgegrabene Situla aus Bronze mit figuralen Darstellungen in getriebener Arbeit am Mantel, welche uns das Leben und Treiben der damaligen Menschen zur Anschauung bringen. Das Bewunderungswürdige an dem Stücke liegt nach v. Hochstetter\*) in der weit vorgeschrittenen Metalltechnik, in der Erzeugung des dünnen biegsamen und geschmeidigen Bronzebleches und in der sorgfältigen Ausführung der Figuren, welche theils durch Herausschlagen derselben von der inneren Seite mittelst zu diesem Zwecke hergestellter Stempel, theils durch Punzierung oder Eiselirung von der äußeren Seite mittelst des Meißels oder der Gravirnadel angefertigt wurden. Wir stehen hier also einer technisch vollendeten Metallarbeit gegenüber, welche die Kunsthistoriker als Toreutik oder toreutische Kunst bezeichnen. Der Mantel dieser Situla ist durch schmale, horizontale Wülste in drei Zonen getheilt, welche vollständig mit Figuren bedeckt sind. In der oberen Zone ist ein festlicher Aufzug dargestellt: Voraus zwei von je einem Manne geleitete, gezäumte Pferde, dann weiter nach rechts zwei Reiter auf ungesattelten Pferden, hierauf zwei zweirädrige, einspännige Wagen, auf denen vorn je ein Wagenlenker sitzt, während hinter demselben auf dem ersten Wagen ein Mann steht und auf dem zweiten eine hochbusige Frau fährt. Den Schluß des Zuges bildet wieder ein Reiter. Das Ganze dürfte einen Hochzeitszug darstellen. Die zweite Zone enthält die Darstellung eines üppigen Festgelages, von welchem für uns die Gruppe der Faustkämpfer am wichtigsten ist. Zwei kräftige, haarlose, nackte Männer, mit Lendengürteln und Armringen geschmückt und mit dem Cestus bewaffnet, stehen einander im Faustkampfe gegenüber. Zwischen ihnen steht auf einem dreifüßigen Stativ ein Helm mit nach hinten lang auslaufender Helmquaste; hinter einem

\*) Hochstetter Ferd. v.: Die neuesten Gräberfunde von Watsch und St. Margarethen in Krain und der Culturkreis der Hallstätter Periode. Besonderer Abdruck aus dem XLVII. Bande der Denkschriften der k. Akademie der Wissenschaften. Wien 1883.

jeden von ihnen stehen zwei Zuschauer. Die dritte Zone enthält zehn Thierfiguren.

Andere dieser Situla sehr nahe stehende Funde wurden gleichfalls in Oesterreich gemacht. So wurden auf dem Urnengräberfelde von Matrei am nördlichen Abhange des Brenners in Tirol Fragmente einer Bronzesitula gefunden, welche augenscheinlich etwas größer als jene von Watsch ebenfalls in drei Zonen mit figuralen Darstellungen verziert war, welche bis in die kleinsten Details den auf der Watscher Situla gleichen. Ein ähnliches Stück wurde bei Morizing am Fuße des Tscheggelberges bei Bozen gefunden, während aus dem Buxterthal bei Wintl das Fragment eines Gürtelbleches mit getriebenem Thierornament stammt, welches den Charakter der auf den Situlen von Watsch und von Matrei erscheinenden Ornamentik zeigt.

Zur Beurtheilung dieser Situlenfunde war der im Sommer 1883 in Watsch gemachte Fund eines Gürtelbleches durch den Fürsten E. Windischgrätz, welcher seinen Sommeraufenthalt auf Schloß Slatenegg bei Littai benützt, um in Watsch Grabungen zu veranstalten, von großer Wichtigkeit.

Auf diesem Gürtelbleche war die Arbeit von derselben Art wie sie bei den Situlen beschrieben wurde. Es sind auf dem Gürtelbleche die Figuren von zwei kämpfenden Kriegern zu Pferde dargestellt, die von je einem Fußsoldaten als Schildträger begleitet werden, während eine fünfte, von der Scene abgewendete Figur in langem Mantel mit einem großen zweigespitzten „Jesuitenhute“ erscheint.

Außer diesen beiden wichtigen Funden zeichnet sich Watsch noch durch Helmfunde von ähnlicher Arbeit aus, die wir bei jenen Kriegern erblicken, welche auf der Situla von der Certosa bei Bologna in den Certosagräbern aufgedeckt wurde und die Zanoni für ein altitalienisches, das heißt umbrisches Erzeugniß hält. Diese berühmteste unter den Situlen möge noch hier Berücksichtigung finden, um so mehr, als auch die früher erwähnte Arbeit Hochstetter's sich auf diese Situla mitbezieht. Dieselbe enthält in der obersten Zone einen militärischen Aufzug. An der Spitze des Zuges befinden sich zwei Reiter. Jeder hat einen Helm auf dem Haupte und trägt einen mit Streifen und Zickzackverzierungen reichgeschmückten Leibrock, sowie über die linke Schulter an einer Epaulette angelegt, einen zurückgekrümmten Schaft, an welchem ein Schaftkelt, Paalstab, befestigt ist. Dann folgen fünf Fußsoldaten. Jeder trägt am linken Arme hart horizontal einen elliptischen Schild. Die rechte hält eine zu Boden geneigte Lanze von außerordentlicher

Länge. Die Helme, welche die Krieger schmücken, sind halbkugelig, am größten Durchmesser mit vier Blechen in der Form von Kugelabschnitten geziert und von einer Spitze überragt. Dahinter kommen vier andere Fußsoldaten; ihr Schild ist ebenfalls elliptisch; der Helm ist groß, mit einer Krempe versehen und mit einem hohen und rückwärts herabwallenden Helmbusch geschmückt. Die Lanze ist ebenfalls nach abwärts geneigt. Die vier folgenden Fußsoldaten haben gleiche Helme und Lanzen wie die ersteren, nur tragen sie am linken Arme einen runden, am Umfange mit Zickzackbände verzierten Schild. Den Schluß des Zuges bilden ebenfalls vier Fußsoldaten, deren Leibrock sehr reichlich mit Streifen und Zickzacklinien geziert ist. Jeder trägt über der linken Schulter wieder einen Schaft, an welchem ein Paalstab befestigt ist. Ihre Kopfbedeckung ist der Form nach nicht deutlich zu erkennen, scheint aber eine kegelförmige zu sein. „Wir haben,“ sagt Hochstetter, „also in diesen Darstellungen der Krieger vier verschiedene Formen von Helmen der Kopfbedeckungen und es ist gewiß im höchsten Grade merkwürdig, daß alle diese Formen aus den Gräbern von Watsch und St. Margarethen in Krain durch die Ausgrabungen der letzten Jahre wieder auferstanden sind und daß einzelne dieser Formen bereits in einer großen Anzahl von Exemplaren aus dem nordalpinen Hallstattgebiete bekannt sind.“ Diese vier in Watsch gefundenen Helmformen, welche, wie eben mitgetheilt, jenen auf der Situla von Certosa ähnlich sind, gehören ohne Zweifel zu den ältesten Helmformen. Nach eingehender Vergleichung gelangt v. Hochstetter zu dem Schlusse, daß Krieger, wie sie auf der Situla der Certosa dargestellt sind, und Menschen, wie sie auf der Situla von Watsch gekleidet erscheinen, auf krainerischem Boden thatsächlich gelebt haben und dort in den prähistorischen Gräbern wirklich begraben liegen und daß, so lange nicht auch in Italien die Gräber dieser Leute aufgedeckt werden, eher ein Import dieser Metallwaaren nach Italien, als ein solcher von Italien nach Krain angenommen werden muß. Müssen auch die letzten Schlussergebnisse Hochstetter's als zu weitgehend bezeichnet werden, so hat sich v. Hochstetter doch mit seiner Arbeit über Watsch hohe Verdienste um die Erforschung der Vergangenheit unserer Alpenländer erworben und eine der wichtigsten Fragen der Urgeschichtsforschung in Fluß gebracht. Hochstetter's weitere Schlusfolgerungen aus dem vergleichenden Studium der einschlägigen Hauptfundobjecte in den österreichischen Alpenländern und in Italien gehen dahin, daß 1. die Hallstatt-Cultur in unseren Alpen sowie in anderen Theilen Mitteleuropas mit allen ihren Producten einheimisch ist; daß 2. diese Cultur

eine Schwester und nicht eine Tochter der altitalienischen und archaisch-griechischen Cultur ist; und daß 3. dieselbe nicht von der einer späteren Entwicklungsperiode angehörenden etruskischen Cultur abstammt.

Diese weitgehenden Folgerungen riefen bald in Gelehrtenkreisen Widerspruch hervor.

Gegenwärtig wird wohl zumeist der Anschauung gehuldigt, daß, obzwar die Hallstatt-Cultur einen alterthümlichen archaischen Charakter zeigt und sich weder mit der specifisch-etruskischen Cultur noch mit der classisch-griechischen oder römischen Cultur vergleichen läßt, ihren Ursprung zweifellos zunächst in Griechenland hat, von wo diese Cultur über Oberitalien und höchst wahrscheinlich auch auf dem Landwege über die Balkanhalbinsel zu uns gelangte, um sich hier local in eigenartiger Weise auszubilden. Es ist hierunter nur der Import von Cultureinflüssen, nicht aber von Fundgegenständen selbst zu verstehen. Die österreichischen Urgeschichtsforscher sind übereinstimmend zur Ansicht gekommen, daß die Bronzen und Eisengeräthe, wie sie in den Krainer Nekropolen ausgegraben worden sind, von heimischen keltischen Volksstämmen gearbeitet wurden und daß die ursprüngliche Hypothese von dem Massenimport feiner Metallgefäße von Italien durch die jüngsten krainerischen Funde als widerlegt zu betrachten sei, obwohl immerhin einzelne Kunstproducte auf Handelswegen aus Oberitalien (Etrurien) gekommen sein mögen, nachdem ja mehrfach keltische Stämme nach Oberitalien drangen und dort mit den durch classische Einflüsse gebildeten Etruskern in Berührung kamen.

Den Watscher Funden zunächst wären jene aus den Hügelgräbern von St. Margarethen zu nennen, deren Reichthum mit denjenigen von Watsch wetteiferten, bis schließlich durch die letzten Funde Watsch den Sieg davontrug.

Dem Hallstätter Culturkreis sind weiter die Funde aus den Tumulis von Maria-Kast, Regau, Burgstall und Glein-Klein in Steiermark, von Rosegg in Kärnten, die Nekropolen von St. Michael, St. Lucia in Görz, und wenn wir auf Niederösterreich übergehen, die Hügelgräber von Kleedorf, Stockerau, Wahreisdorf und Wolfsthal, Gemeinlebarn, sowie jene von Stillfried an der March zuzurechnen. Die bei Burgstall und Glein-Klein in Steiermark gelegenen Tumuli, beiläufig 1000 an der Zahl, wurden durch Custos Szombathy und Bergdirector Radymsky im Jahre 1882 und 1883 untersucht und viele von ihnen umgegraben. Die Untersuchung derselben ergab zahlreiche Beigaben, aus denen zwei streng gesonderte Perioden für die Entstehung

dieser Grabhügel bestimmt wurden. Eine ältere, welche der Hallstätter Periode angehört, und eine jüngere römische.

Custos Szombathy hat auch die zwischen Klein-Klein und Wies im Gebiete von Goldes gelegenen Hügelgräber untersucht und reiche Ausbeute gemacht.

Unter den in der letzten Zeit untersuchten Gräberstätten ragt vor Allem die Nekropole von St. Lucia im Küstenlande hervor, welche eine der am dichtesten besetzten Grabstätten der Hallstätter Periode, welche überhaupt bekannt sind, aufweist und ein Mittelglied zwischen der oberitalienischen Cultur von Este und der durch die Funde von Watsch, St. Margarethen, St. Michael vertretenen krainischen darstellt. Schon Dr. Bizzaro aus Görz und später Dr. Marchessetti aus Triest haben mehr wie 1100 Gräber geöffnet. Im vorigen und in diesem Jahre hat Custos Szombathy fast 1500 Gräber bloßgelegt. Die Nekropole von St. Lucia mißt über 10.000 Quadratmeter, auf welchem Raume die Gräber theils dicht beisammen, theils in größeren Abständen liegen. Die Nekropole war ausschließlich der Feuerbestattung gewidmet; die Brandreste und kleineren Beigaben wurden zusammen mit der Kohle des Scheiterhaufens entweder direct in Gruben oder innerhalb solcher in großen Nischenurnen geborgen. Unter den zahlreichen zierlichen Metallgegenständen überwiegen die Schmuckfachen (Fibeln, Haarnadeln, Ohr-, Finger-, Arm- und Halsringe u.); Waffen sind höchst selten. Gewisse Anzeichen gestatten den sicheren Schluß, daß ein Theil der Zierstücke mit den Todten der Macht des Feuers ausgesetzt war, während andere Zierstücke erst nachträglich unverfehrt in das Grab gelegt wurden.

In St. Michael am Fuße des Manos in Krain haben Custos Szombathy und Dr. M. Hoernes, welche die Ausgrabungen im Auftrage der Wiener Anthropologischen Gesellschaft im vorigen Jahre ausführten, ebenfalls die Formen der Hallstatt-Epoche gefunden. Obgleich dieser Ort in der Anlage seiner prähistorischen Ansiedlung und Gräberstätte dem berühmten Fundorte Watsch gleicht, so gehören die Funde doch nur mehr der letzten Phase der Hallstätter Periode (charakteristisch durch riesige Bronzefibeln vom Certosiatypus) an und greifen schon in die weiter unten zur Sprache kommende La Tène-Gruppe hinüber.

Zahlreiche Funde aus diesem Culturkreis wurden auch in Istrien und im Küstenland gemacht. Namentlich das Gebiet des mittleren Sponzo, das unmittelbare Hinterland der alten venetianischen Tiefebene, weist heute bereits eine ganze Reihe von wichtigen prähistorischen

Funden vor. Außer der Nekropole von St. Lucia wurde im vorigen Sommer in dem zwei Meilen nordwestlich von St. Lucia am Fionzo gelegenen Karfreit eine zweite Nekropole, welche mit der bei St. Lucia sowohl in Bezug auf das Alter als in Bezug auf die Anlage und Ausstattung der Gräber vollkommen übereinzustimmen scheint, entdeckt. Eine Wegstunde östlich von St. Lucia liegt Idria di Baca, an welchem Orte Custos Szombathy zahlreiche, jedoch der La Tène-Periode angehörige hochinteressante Gräberfunde machte.

Unter den in Niederösterreich in letzter Zeit gemachten Funden der Hallstätter Periode haben namentlich die von Gemeinlebern berechtigtes Aufsehen gemacht. Der rühmlichst bekannte Archäologe Prälat Dr. Adalbert Dungal des Stiftes Göttweig, der schon manches kostbare Fundstück mit Hülfe des Spatens der Erde abgenommen, hat an dieser Stelle die Ausgrabungen geleitet. Es wurden im Ganzen drei Tumuli und eine Reihe von Flachgräbern geöffnet, darunter eine förmliche Grabkammer von 4·3 Meter Länge und 2·95 Meter Breite und 1·5 Meter Höhe aus Eichenholz, in welcher die Beigaben aufgestellt waren. Die Tumuli enthielten Eisenschwerter und eiserne Messer, Bernsteinringe und diverse Bronzeschmuckstücken. Ganz besonders interessant sind die ausgegrabenen Thongefäße. Dieselben sind sehr fein gearbeitet und mit Thierköpfen oder kleinen Näpfen und mit in Thon eingelegten Bronzestückchen auf der Außenfläche verziert. Die Flachgräber hingegen enthielten ausschließlich aus Bronze bestehende Beigaben, namentlich Armringe, Spiralaringe und Bronzeblechschmuck; außerdem grob und roh gearbeitete Thongefäße. Während die Funde aus den Tumuli zweifellos der vorgeschrittenen Hallstätter Periode angehören, müssen die Funde aus den Flachgräbern der in Oesterreich so selten vertretenen reinen Bronzezeit zugeschrieben werden.

Außerdem giebt es in Niederösterreich Funde, die, wenn sie auch der historischen Zeit angehören, für die prähistorische nicht übergangen werden können, einmal schon wegen des Fundortes und dann weil sie uns den fortschreitenden Einfluß zeigen, den die historische Zeit auf die frühere übte. Die Gräber bei Göttweig z. B. enthalten Bronzen und Gefäße von ältester Form neben Funden, die ihrer Form nach bis in das vierte Jahrhundert nach Christi hinaufreichen. Hierher gehören ferner die Gräber bei Oberbergen (Dungal, Blätter für Landeskunde von Niederösterreich 1868), welche an der westlichen Abdachung eines Höhenrückens liegen, dessen höchster Punkt eine prähistorische Opferstätte war, wovon noch die Terrassenform erhalten ist. Die Tumuli bei

Kilb und Mant, von welchen beim ersteren Orte Prälat Dungal nicht weniger als 44 von den dort befindlichen 75 öffnete und reiche Ausbeute machte.

In Böhmen fand man in den prähistorischen Gräbern, die der Hallstätter Periode zugeschrieben werden, verhältnißmäßig nur sehr geringe Mengen von Metallbeigaben. Umso mehr sind jedoch interessante Massenfunde von Bronzen aus diesem Lande bekannt, über die theilweise schon der Vater der böhmischen Urgeschichte, Vocel, berichtet, so die Funde bei Soběnic, Zinec, Písek, Soijan und Elbeteinitz; ferner fünf solche Funde vom Gradistě auf dem Plešivec. Im Jahre 1867 sind an der Berglehne beim Dorfe Kejkovice mehrere Pfund Bronzen gefunden worden: Paalstab, Messer, Armringe, Sichelfragmente u., im Jahre 1872 beim „alten Thor“ der Wallburg: ein Bronzekessel, gefüllt mit Ringen, Lanzen, Paalstäben, Schwert u., im Jahre 1876 unterhalb der Wallburg Schmelzöfen, verschiedene Bronzefragmente, ganze Sicheln im Bronzerohguß im Gewichte von mehr als 20 Kilogramm, im Jahre 1878 in der Nähe „des kleinen Thores“: Bronzerohguß, Ringe, Armbänder, Lanzenspitzen, Paalstab. Ferner wurden bei Krtenov in der Nähe von Muldauthein eine Collection von höchst eigenthümlichen Streitärzten gefunden, die wahrscheinlich weniger als Streitwaffe als zu religiösen Zwecken oder als besondere Abzeichen der Würde dienten.

Diese Massenfunde wurden aber übertroffen durch jene von Duz und Krendorf. Beim Abteufen der in der Nähe von Duz befindlichen versiegten Riesenquelle, in der Tiefe von 8 Metern, wurden nämlich in zwei Bronzekesseln nicht weniger als 103 Siebeln, 39 Armringe u. gefunden. Ferner kamen beim Dorfe Krendorf in der Nähe von Laun beim Acker auf freiem Felde in einem im weißen Mergelboden ausgehöhlten Neste von 50 Centimetern Durchmesser und gleicher Tiefe Bronzegegenstände, bestehend aus 16 größeren und kleineren Ringen diverser Form und Stärke, 542 ganz kleinen Ringen, 3 Paalstäben mit Dehr, 3 Sicheln, 1 Pferdezaum, 1 Schelle, 6 Spiralen, ein Gefäß u. im Gewichte von 10.449 Gramm, zum Vorschein.

Die Forscher sind darüber einig, daß bei der Seltenheit der in den Gräbern aufgefundenen Bronzen an eine echte einheimische Bronzeindustrie in Böhmen zur Zeit der Hallstätter Periode nicht gedacht werden darf, sondern, daß man es bei diesen Massenfunden mit Vorräthen von Händlern aus südlicheren Ländern zu thun habe, die aus irgend einer Veranlassung vergraben worden sein mögen. Da unter den gefundenen Gegenständen Waffen sehr selten sind, so muß die Bevölkerung

Böhmens zur Zeit der Hallstätter Periode wohl eine friedliebende gewesen sein und sich mit Ackerbau befaßt haben, wie z. B. aus den gefundenen Sicheln geschlossen werden darf.

Auch Mähren besitzt zahlreiche Fundstätten aus dieser Periode, unter denen die von Müglitz, Raigern, Kromau, Byčiskála die interessantesten sind. Die dort ausgegrabenen Geräthe, Waffen, Schmuckgegenstände, die vollständig den Charakter der Funde aus dem berühmten Gräberfelde von Hallstatt tragen, bestehen der Mehrzahl nach aus Bronze. Selten sind Bronzegefäße (Eisten), hingegen häufig Bronzehenkel zu Holzgefäßen. Bemerkenswerth sind die bei Stramberg und Ung.-Hradisch aufgefundenen Bronzeringe in bestimmten Gewichts- und Größenverhältnissen, die als Ringgeld gedeutet werden. Besonderer Erwähnung verdienen die aus Bronze bestehenden Nachbildungen von Thiergestalten, wie Kindern und Pferden, die als sehr seltene Grabbeigabe in Mähren gefunden und als Objecte eines religiösen Cultus angesehen werden. Nach der Meinung hervorragender Forscher sind indessen diese Thiergestalten der Ausdruck eines allen Völkern aller Zeiten innewohnenden Triebes, den ersten Versuch ihres plastischen Wirkens zunächst organischen Wesen ihrer Umgebung (bald Haus-, bald Waldthieren) zu Grunde zu legen.

In der Byčiskálahöhle fand Wankel eine große Anzahl von Alterthümern, welche die Hallstatt-Typen tragen. Die Vorhalle dieser Höhle, welche einen großen imposanten Dom bildet, ist die Begräbnißstätte eines Häuptlings oder vorhistorischen Herrschers gewesen. Aus den Resten ergab sich nämlich, daß der letztere auf einem hölzernen mit Eisen beschlagenen und durch ornamentirte Bronzebleche gezierten Wagen auf einem hier errichteten Scheiterhaufen verbrannt worden war, und daß ihm seine Weiber, Knechte und Pferde mit in's Grab folgen mußten. Rings um den großen Brandplatz des Scheiterhaufens lagen über 30 Skelette jugendlicher Frauen und einiger kräftiger Männer in den verschiedensten Lagen, einige zerstückelt, mit abgeschlagenen Händen und gespaltenem Schädel, vermischt mit zerstückten Pferden. Außerdem fanden sich theils zerstreut liegend, theils zu Haufen zusammengetragene Gold- und Bronzeschmuckstücken, Armbänder, Glasperlen, Bernsteinperlen und Bronzegehänge, sowie große Haufen von Gefäßscherben, ganze Gefäße, Bronzekeffel und gerippte Eisten mit Geräthschaften aus Bein und Eisen. Zum Theil waren alle diese chaotisch durcheinander geworfenen Gegenstände mit großen Mengen verkohlten Getreides umhüllt, während der geschwärzte, festgestampfte, lehmige Boden der Höhle zwei bis drei Meter hoch mit riesigen Kalkblöcken bedeckt war, über

welche eine hohe Lage Schotter und Sand geschüttet war. Gleich daneben fand sich auch eine Werkstätte für Metallwaaren. In derselben lag aufeinander gehäuft vielfach zerschnittenes und zerbrochenes Bronzeblech, Haufen von unförmlichen Stücken halbgeschmiedeten Eisens, riesige Hämmer, Amboße, Feuerzangen, ferner geschmiedete Bronzestäbe und Gußformen. Ähnliche alte Schmieden und Gußstätten für Eisen und Bronze aus jener Periode sind in Oesterreich mehrfach aufgefunden worden. Schon in Hallstatt fanden sich in zwei Gräbern Reste von Metallguß und Schlacken, welche die Bestatteten als Metallarbeiter kennzeichnen. Auch ist der directe Beweis hierfür dadurch erbracht worden, daß schon vor Ankunft der Römer in den Norischen Bergen Kupfererze gegraben und ausgeschmolzen wurden unter Anwendung von Geräthen und Werkzeugen aus Stein, Holz und Kupfer, respective Bronze. Auf dem Mitterberge bei Bischofshofen,\*) auf der Kelchalpe und dem Schattberge bei Kitzbühel wurden prähistorische Kupferbergwerke entdeckt, deren Bestand zum Theil bis in die Zeit der österreichischen Pfahlbauten, zum Theile zweifellos bis in die Zeit des Hallstätter Gräberfeldes zurückreicht. Graf Wurmbrand fand solche vorrömische Eisenschmelzstätten in Hüttenberg, Wankel solche nördlich von Brünn bei Rudie und Habrurka und J. Spöttl Reste von prähistorischen Metallschmelzen in der Tatra bei Neu-Schmeks.

In Kärnten werden auch Spuren einer schon damals geübten Blei-Industrie aufgefunden.

In Frögg bei Rosegg in der Nähe von Velden wurde durch Zufall ein reiches Gräberfeld entdeckt, das auf einer verhältnißmäßig kleinen Strecke mehr als 250 Grabhügel enthielt. Größere Ausgrabungen wurden dortselbst im Auftrage der Anthropologischen Gesellschaft in Wien durch Custos Szombathy und Schreiber dieser Zeilen, sowie durch Baron Hauser aus Klagenfurt vorgenommen. Das hervorragendste Interesse unter den dort gemachten in die Hallstätter Periode gehörigen Funden liegt in den Bleifunden, welche, wie Hofrath v. Hochstetter sagt, etwas noch nie Dagewesenes und auf dem Gebiete der prähistorischen Forschung eine der merkwürdigsten Entdeckungen sind, um so merkwürdiger, als sie in dem bleireichen Kärnten gemacht wurden und gerade in jenem Theile von Kärnten, wo die meisten Bleibergwerke vorkommen, so daß man an einer uralten einheimischen Bleiindustrie in dieser Gegend nicht mehr zweifeln kann.

\*) Dr. M. Much. Das vorgegeschichtliche Kupferbergwerk auf dem Mitterberg bei Bischofshofen.

Die wichtigsten hier gemachten Fundstücke sind: Ein Bleiwagen mit einem Zwölfgespanne, wahrscheinlich Ochsen, circa 100 Stück Reiter, Vögel, Pferde, ja selbst menschliche Gestalten von primitivsten Formen, welche theils um frei stehen zu können, theils um auf Gefäße als Ornament aufgeklebt zu werden, gegossen worden sind. Unter den anderen Fundgegenständen ist von besonderem Interesse ein Bronzekeffel, auf dessen oberem Rande vier Pferde aus Bronze gegossen stehen; dann ein anderer cylinderförmiger, mit vier wulstartig übereinander herausgetriebenen Ringen und einem Henkel. Dieser Keffel von etruskischer Form trägt auch den Nachweis seiner fremdländischen Herkunft an sich, indem der obere eingerollte Rand durch eine Bleieinlage verstärkt ist, welches Blei ein völlig anderes ist, als jenes der nachweislich von inländischem Metalle erzeugten Bleifiguren. In Kärnten wurden überdies bisher vier Gräberfelder aus der Hallstätter Periode aufgefunden und untersucht, und zwar außer dem oben erwähnten bei Kosjegg noch in Tscherberg, auf der Napoleonshöhe und auf dem Kanzianberg.

In Ungarn sind die Spuren der Hallstätter Cultur außerordentlich selten, bis jetzt begegnete man ihnen nur an einem einzigen Orte, in Somló, wogegen die Alterthümer der eigentlichen Bronzezeit im ganzen Lande verbreitet sind. Die ungarischen Bronzegegenstände fallen durch ihre eigenthümlichen Formen auf, dieselben sind einfacher als die skandinavischen, die französischen und italienischen. Das Schwert, der Meißel, die Fibeln zeigen Eigenthümlichkeiten, welche sie von den gleichen Formen anderer Länder unterscheiden. Außerdem fand man auch Erzeugnisse ferner Zonen, so z. B. Muschelperlen aus Muscheln des Indischen Meeres, Perlen aus polirtem oder rohem Bernstein vom Baltischen Meere, sowie aus geschmolzenem Glas, welche auf Handelsverbindungen mit fernen Meeresküsten schließen lassen. Da die Gegenstände aus Bronze überdies wesentlich verschieden sind von jenen aus der Stein- und Kupferzeit in Ungarn, so bringen die Urgeschichtsforscher das Volk, das sich ihrer bediente, mit der arischen Völkerwanderung in Verbindung.

Zu den ältesten Fundplätzen in Ungarn aus der Bronzezeit gehören Kis-Tereme im Nógráder Comitat und Felső-Kubin im Arvarer Comitat, die schon lange, bevor die Urgeschichte als Wissenschaft gepflegt wurde, ausgebeutet wurden. In Felső-Kubin hat in der neuesten Zeit Baron Nicolaus Kubinyi systematisch größere Ausgrabungen vorgenommen und nicht nur reiche Ueberreste einer vorgeschichtlichen Niederlassung, sondern auch eine umfangreiche Begräbnißstätte entdeckt. Die Gräber enthielten Aschenurnen, welche mehr oder minder wohl-

erhaltene Bronzebeigaben enthielten. Um einige dieser Urnen waren Steine gelegt, die sofort als Gußformen für Bronzegegenstände erkannt wurden, ein Fund, der, wie Kubinyi meint, „um so höher angeschlagen werden muß, als derselbe den unzweifelhaften Beweis für die durch die Archäologen vielbestrittene Thatsache lieferte, daß unsere Bronze-funde das Product heimischer Industrie sind“. Diesen Fundplätzen zunächst sei Szeged=Óthalom genannt, wo reiche Funde aus den verschiedenen Perioden bis zur römischen herab gemacht wurden. Die in den dortigen Gräbern aufgefundenen Skelette sind von dem berühmten Budapester Anatomen Joseph v. Lenhoffék in einem größeren Werk bearbeitet worden. Unter den zahlreichen weiteren Fundorten aus der Bronzezeit seien nur noch hier Bilin (Nógrád), welcher durch Baron Nyáry während dreier Jahre (1867 bis 1869) ausgebeutet wurde und mehr als 1300 schöne Fundobjecte lieferte, dann Dolány im selben Comitate, ferner Felső-Dobóza, Gomba bei Pest und andere mehr genannt. Eine sehr ausführliche Beschreibung der in Ungarn gemachten, der Bronzezeit angehörigen Funde giebt der Conservator des National-museums in Budapest und berühmte Urgeschichtsforscher Ungarns Joseph Hampel in dem zweiten Theil der „Compte Rendu de la huitième session à Budapest des Congrès international d'Anthropologie et d'Archéologie préhistoriques“, welcher auch zugleich zahlreiche Tafeln beigegeben sind, die die wichtigsten Fundobjecte zur Anschauung bringen. Allen, die sich speciell noch über ungarische prähistorische Funde belehren wollen, sei dieses Werk auf's wärmste empfohlen.

Schließlich mögen hier noch die künstlichen Höhlen erwähnt werden, im Volksmunde „Erdställe“ genannt, die ganz speciell in Niederösterreich diesseits und jenseits der Donau bis weit in das südliche Mähren hinein sich vorfinden und deren Erforschung P. Lambert Karner sich seit Jahren zur Aufgabe gestellt hat. P. Karner hat nahezu 200 solcher Höhlen, die zumeist in den die Donau begleitenden Bößterrassen angelegt sind, untersucht und beschrieben. Er sagt: „Diese Höhlen sind für sich abgeschlossene Systeme, bestehend aus Gängen und Kammern. Was aber diesen Höhlensystemen ihre Charakteristik verleiht, das sind die labyrinthischen Verzweigungen der Gänge, die fast ausschließlich nur für eine Person und das in der Regel nur gebückt oder kriechend zu passiren sind: das sind die senkrechten Schlupfgänge mit ihren Einerbungen zum Einsetzen der Füße, von denen einer in der Quadensfestung zu Stillfried in der Höhe von 6·5 Metern, also haushoch sich findet, das sind die kleinen, faustgroßen, mit großer Regelmäßigkeit

wiederkehrenden Nischen, in denen brennende Lampen gestanden, wie die Brandspuren zeigen; das sind endlich die Kammern in ihrer oft eleganten Form und Gestaltung mit ihren Sitzen und Bänken und den schönen, spitzbogigen oder gerundeten, großen Nischen. Merkwürdig ist die übereinstimmende Anlage dieser Kammern in Bezug auf eine Himmelsrichtung und nicht selten des ganzen Baues, nämlich von Süd zu Nord, jedoch so, daß nicht die Wände, sondern die Kammer-ecken der Weltgegend entsprechen. Ueber den Zweck derselben spricht sich P. Karner wie folgt aus.

Die älteste urkundliche Erwähnung von diesen Erdställen reicht in den Beginn des 13. Jahrhunderts zurück. Aber es finden sich in unseren Höhlen und Höhlensystemen zahlreiche Erscheinungen, die mit einer gewissen internen Beweiskraft auf sehr hohes Alter und einen besonderen Zweck derselben hinweisen und dieser war höchst wahrscheinlich ein religiöser, irgend ein Cultzweck.“ Merkwürdigerweise hat man in den Hunderten von Kammern noch keinen entscheidenden Fund gemacht.

Während der Untersuchung der Fundplätze der Hallstätter Periode in Oesterreich stieß man in der Westschweiz bei La Tène auf einen Fundplatz, dessen wissenschaftliche Ausbeute nicht weniger wichtig und weittragend für die vorgegeschichtliche Chronologie geworden ist, als das berühmte Hallstätter Gräberfeld, weil auf diesem Fundplatze die Reste einer anderen vorhistorischen Culturgruppe zu Tage traten. Und aus diesem Grunde müssen wir uns auch an dieser Stelle mit diesen nicht auf österreichischem Gebiete liegenden Fundorte eingehend beschäftigen.

Am Neuenburger See, etwa 7 Kilometer von der Stadt Neuchâtel entfernt, befindet sich eine malerische, den ganzen See beherrschende Stelle, von den Fischern der Umgegend „La Tène“ genannt, was in deren Dialekt soviel wie „Untiefe“ bedeutet. In dieser Gegend wurden Ansiedelungen entdeckt, welche anfänglich für Pfahlbauten gehalten wurden. Die späteren Nachgrabungen ergaben aber, daß man hier die Reste mehrerer blockhausähnlichen Wohnungen vor sich habe, welche einst auf einer kleinen Insel standen, die mit dem Ufer durch Stege verbunden war. Die Gegenstände, welche an dieser Stelle gefunden wurden, tragen der Hauptsache nach einen militärischen Charakter. Die Eisengeräthe sind gegenüber dem Zustand, welchen dieselben gewöhnlich in Gräbern zeigen, außerordentlich gut erhalten. Die hier entdeckten Waffen sind ausgezeichnet gearbeitet und sind in der Form wesentlich verschieden von den Funden der Hallstätter Periode. So setzt sich die Klinge der Schwerter vom Griff durch ein Eisenstäbchen fort, dessen

anmuthige Biegung an den Umriß einer Glocke erinnert. Vielfach in der Form sind die Lanzenspizen. Die Zahl der Pfeilspizen ist sehr gering, sämmtliche haben einen hohlen Schaft. Die Krieger von La Tène schützten sich mit hölzernen Schilden. Man hat Schildhenkel aus Eisen gefunden, die mit Nägeln in der Mitte des Schildes befestigt waren. Zahlreiche Theile von Pferdegeschirr beweisen, daß das Pferd in La Tène benutzt wurde. Schmuckgegenstände sind außer Fibeln auffallend selten. Die meisten sind aus Eisen, nur wenige noch aus Bronze. Die Fibeln sind sämmtlich nach einem bestimmten Typus geformt, welchen man als den La Tène-Typus bezeichnet. Während nämlich die Fibel aus der Hallstätter Periode an ihrem Fußende in ein einfaches Stück ausläuft, welches eine Niete zur Aufnahme der Nadel trägt, besteht das Charakteristische aller La Tène-Fibeln darin, daß das Fußstück am unteren Ende wieder hinaufgekrümmt und mit dem Mittelstück verbunden ist. Kaum weniger selten als eigentliche Schmucksachen sind Werkzeuge und Instrumente. Für die Zeitbestimmung des Fundes sind die in großer Anzahl gefundenen Münzen von Bedeutung. Sie bestehen aus Bronze, Silber und zwei aus Gold. Die meisten sind um die Mitte des ersten Jahrhunderts vor Christi geprägt; die aus Gold sind bedeutend älter und Nachbildungen von Statuen Philipp's von Makedonien.

Menschliche Reste, Schädel und Knochen hat man in beträchtlicher Zahl in La Tène ausgegraben. Die Anhäufung von zahlreichen vielfach zerbrochenen Waffen, sowie die zahlreichen Verletzungen an den Schädeln sprechen dafür, daß an diesem Orte heftige Kämpfe stattgefunden haben.

Die durch diese Funde charakterisirte sogenannte La Tène-Cultur schien lange Zeit in unserem Vaterlande auf die nördlich von der Donau gelegenen Länder und auf einen Theil von Ungarn beschränkt. Hochstetter schrieb in seiner erwähnten Abhandlung über Watsch im Winter 1882: „Wir kennen also noch keine Gräber in den österreichischen Alpen, deren Inhalt auf eine Culturperiode hinweisen würde, die sich zwischen die Hallstätter Periode und die römische Periode der ersten Jahrhunderte nach Christo einschalten ließe“ und erwähnt ausdrücklich, daß die wenigen bis dahin bekannt gewordenen La Tène-Fundstücke für die Beurtheilung der prähistorischen Perioden in den Ostalpen nicht in die Waagschale fallen.

Erst in den letzten drei Jahren erfuhr dieses Verhältniß durch das Auftauchen neuer, der La Tène-Cultur angehörenden Funde eine Aenderung.

Im Salzkammergut, in Kärnten, Krain, Kroatien und dem westlichen Ungarn liegen die Zeugnisse der hochwichtigen Thatsache vor, daß auch die südlichen, späterhin von den Römern occupirten Provinzen Oesterreichs und Ungarns von der interessantesten vorgeschichtlichen Cultur-epoche Mitteleuropas nicht ausgeschlossen waren, daß sie, wie der Archäologe Tischler in Königsberg sich ausdrückt, nicht unberührt geblieben sind von der großartigsten Revolution, welche ganz Mittel- und Nordeuropa vor der großen sogenannten Völkerwanderung betroffen hat.“ Als Hauptträger der sogenannten La Tène-Cultur erscheinen die Gallier und theilweise auch die Germanen und hierauf folgt theilweise mit Uebergangsformen, theilweise unvermittelt die römische Civilisation. Der bekannte Archäologe Dr. M. Hoernes drückt sich über die La Tène-Cultur folgendermaßen aus:

„Das Erwachen zahlreicher, die Festlandsmassen unseres Continents bewohnender Völkerschaften zu eigenem, von fremden Einflüssen nahezu unabhängigem Leben vollzog sich unter einer Reihe von Umwälzungen und Erschütterungen, die wir nur zum allergeringsten Theile noch in ihrem Hergange, in ihren Folgen aber glücklicherweise noch für weite Länderstrecken überblicken können. Aus den Thatsachen, welche die literarisch aufgezeichnete Geschichte überliefert, läßt sich, zusammengehalten mit den Fundthatsachen, mehr ahnen als erkennen, daß es eine gewaltige Katastrophe gewesen sein muß, welche um das Jahr 400 vor Christi die La Tène-Cultur zur Herrschaft brachte und sich bis in das Herz der classischen Länder fortpflanzte.“

Durchschnittlich mögen die Alterthümer der La Tène-Gruppe jenen Jahrhunderten angehören, welche dem Erscheinen der Römer auf diesen Gebieten am nächsten liegen; manche sind jedoch entschieden älter, während andere bis in die römische Zeit hineinragen und einzelne, wie z. B. die Funde in Böhmen, vielleicht einer noch jüngeren Zeitperiode angehören dürften. Man fand daselbst nämlich bei den der La Tène-Cultur angehörenden Alterthümern auch römische Münzen, eine darunter von Augustus.

Der interessanteste und reichste La Tène-Fundplatz in diesem Kronland liegt auf dem Gradischt bei Stradonic. Dort wurden viele tausende (circa 20.000) Alterthümer ausgegraben. Der Fundort war mit einer Aschenlage bedeckt, unter welcher man Thierknochen und andere Speiseüberreste fand, die sich im Laufe der Jahre, während deren der Platz bewohnt war, angesammelt hatten. Unter den dort entdeckten Gegenständen fallen zunächst eine Zahl von Steingeräthen auf, die aber nicht

der Steinzeit angehören, sondern, wie häufig in Böhmen, als Begleiter der La Tène-Cultur auftreten. Waffen sind seltener, es wurden einige Speerspitzen aus Eisen u. dgl. gefunden. Außerdem wurden Gürtelhaften mit den dazu gehörigen Ringen, Armbänder und Perlen aus Glas, unzählige Fibeln aus Bronze, Eisen, Gold und Silber, sowie viele Gegenstände aus Bein, z. B. Würfel und Kämme, gefunden. Aber neben diesen der La Tène-Periode angehörenden Alterthümern findet sich eine große Anzahl von Gegenständen, die das Gepräge der römischen Cultur tragen. Es fanden sich namentlich auf der Drehscheibe erzeugte römische Thongefäße, dann Stücke von römischen Gefäßen aus Glas oder Bronze und Metallspiegeln vor.“

„Das Gesamtbild,“ sagt Osborne, der diesen Fundort beschreibt, „welches uns aus diesen Funden entgegentritt, zeigt einen Wohnort mit einer Cultur, die man gewissermaßen als provincial-römisch bezeichnen kann, obwohl die einheimischen keltischen Elemente ungleich stärker vertreten sind, als die eingeführten römischen. Wir erkennen darin die Hinterlassenschaft einer friedlichen Bevölkerung, die Ackerbau und bedeutende Metallindustrie trieb. Die Massen rohen Bernsteines, die man gefunden hat, lassen vermuthen, daß man diese kostbare Waare aus dem Norden bezog und nach Süden ausführte und der auffallende Mangel an römischen Münzen gegenüber dem vielen keltischen Geld läßt darauf schließen, daß man im Handel das einheimische Zahlungsmittel dem fremden vorzog. Von speciellm Interesse sind die Zeugnisse einer localen Metallindustrie. Neben Schmelztiegeln und Schlacken von Eisen und Bronze liegen unzählige kaum begonnene oder halbfertig geschmiedete Fibeln aus Eisen und Bronze; ein unwiderlegbarer Beweis, daß dort Metalle geschmiedet und gegossen sind, ein sicherer Beleg dafür, daß man nicht genöthigt ist, jedes in Mittel- oder Nordeuropa gefundene gut gearbeitete Metallobject aus der Zeit des Anfanges unserer Zeitrechnung als ein Product italiischer Fabriken zu betrachten.“ Nach Ansicht der meisten Forscher haben wir es in Gradischt wohl mit der Hinterlassenschaft der keltischen Bojer zu thun.

Custos Deschmann constatirte die La Tène-Periode auch an den Funden von Massenfuß in Unterfrain. Er schreibt darüber: „Es war für mich eine außerordentliche Ueberraschung, als ich bei den vom frainerischen Landesmuseum veranlaßten Nachgrabungen bei Massenfuß in Unterfrain Gelegenheit hatte, eine Gräberstätte aus der La Tène-Periode ober den Dörfern Slepischek und Heiligenkreuz zu constatiren, und zwar unmittelbar anschließend an eine ausgedehnte, mehrere Foch

umfassende Gräberstätte aus der Hallstätter Periode. Wir hatten in dieser letzteren etliche 400 Gräber mit ziemlich reichen Funden aufgedeckt, sowohl Skelet- als auch Brandgräber, und zwar letztere theils mit, theils ohne Urnen, wo in die Aushöhlung des Bodens bloß Asche sammt den Knochenresten geschüttet worden war und darüber eine Platte sich befand.

„Wir hatten jenes große, der Hallstätter Periode angehörige Gräberfeld beinahe ausgebeutet, als wir an dem über diesen Gräbern befindlichen Hügelrücken weitere Nachgrabungsversuche machten, da überraschte uns plötzlich die eigenthümliche Art und Weise der Bestattung, welche von Allem, was wir bisher in Krain gesehen hatten, vollkommen abwich. Es waren keine Skelette vorhanden, sondern zerstreut in größeren Entfernungen oder in dem Boden, und zwar in dem bröckeligen Dolomitsfels ausgehöhlte, cylindrische Gräber, beiläufig  $\frac{1}{2}$  Meter tief und im Durchmesser circa 25 Centimeter. Im Ganzen waren deren etliche zwanzig. Am Grunde derselben befanden sich die weißen Knochen, welche aus dem Leichenbrande eigens ausgeklaubt zu sein schienen, ohne irgend eine Beigabe von Kohlen, nur mit Dolomit sand überschüttet. In diesen Gräbern oder vielmehr Löchern steckten die doppelt zusammengebogenen Schwerter und nebstdem bei einzelnen auch noch Lanzen, von denen einige ganz umgebogen waren, andere aber eine schwache Krümmung hatten. Noch etwas Charakteristisches muß ich erwähnen. Es kamen in jenen Gräberlöchern auch vorzüglich erhaltene eiserne Ketten vor, die an dem einen Ende mit einem großen Ringe, am anderen Ende aber mit einem langen Endglied, an der kurzen Krümmung ein Köpfchen tragend, versehen sind.

„Die vorgefundenen Schwerter sind identisch mit den „gallischen Schwertern“ der Westschweiz und Frankreichs. Sie stimmen vollkommen überein mit den Beschreibungen, wie wir sie im Livius und Diodor von Sicilien lesen. Das Eigenthümliche ist nun das, daß Diodor anführt, die Gallier hätten ihre Schwerter an der rechten Seite an einer Kette hängend getragen; die in unseren Gräbern gefundenen Ketten sind als das Wehrgehänge dieser Schwerter anzusprechen.“

Eine zweite in Krain gelegene, der La Tène-Periode angehörige Begräbnißstätte wurde bei dem Dorfe Wallitschendorf, knapp neben den dortigen römischen Gräbern aufgedeckt. Auch dort kamen gallische Schwerter, Lanzenspitzen, riesige Messer u. aus Eisen vor. L. v. Campi hat in Mecla im Val di Non eine Reihe von Funden gemacht, die sowohl die Hallstätter wie die La Tène-Periode bis zur römischen umfassen. Ein weiterer in der letzten Zeit berühmt gewordener Fundort ist Gurina bei Dellach im oberen Gailthal. Schon frühzeitig wurden an

dieser Stelle schöne prähistorische Funde gemacht. Im Jahre 1883 hat Hofrath Meyer aus Dresden im Auftrage unserer Anthropologischen Gesellschaft Ausgrabungen vorgenommen, denen weitere in den folgenden Jahren durch Custos Szombathy und Dr. Hoernes folgten. Die von den Genannten gemachten Funde aus dieser Localität gehören der römischen Zeit an, doch datiren sie bis in die Hallstätter Periode zurück, die hauptsächlich durch eine Anzahl von Fibeln, welche direct an die Certosafibeln erinnern, charakterisirt ist. Weiterhin ist die La Tène Periode bestimmt durch eine Anzahl von Eisensfibeln der typischen La Tène-Form, durch ein La Tène-Schwert u. Außerdem fand man an dieser Stelle interessante, mit getriebener Schrift bordirte Bronzebleche. Diese Schriftzeichen sollen ein etruskisches Gepräge zeigen. Die dort bloßgelegten zahlreichen Gebäudereste, ferner die große Anzahl von Münzen, Figuren, Fibeln u. sind römisch. Wir haben es an dieser Stelle nach dem Urtheile Derjenigen, die die Ausgrabungen geleitet, nur mit den Ueberbleibseln einer alten Ansiedlung zu thun, die von den Zeiten der Hallstätter Periode an bis ans Ende der Römerherrschaft in den Alpen ununterbrochen bewohnt war. Das Gräberfeld dieser Ansiedlung ist bis jetzt noch nicht gefunden.

Ein weiterer Fundort, wo die Hallstätter und die La Tène-Periode im Anschluß an die römische vertreten erscheint, liegt in Prozor bei Ottoča in Croatien.

Die von Ujubić aus diesem Gräberfeld gehobenen reichen Schätze dürften in Folge der Lage dieses Landes zwischen Pannonien und Griechenland den Urgeschichtsforschern wichtige Fingerzeige in Bezug des Anschlusses der Hallstatt-Cultur an den archaisch-griechischen Culturkreis gegen Südosten hin geben.

In Ungarn hat man sehr viele Funde aus der La Tène-Periode gemacht, die aber alle Eigenthümlichkeiten der Funde aus anderen Ländern zeigen. Es ist dieselbe La Tène-Fibel, dann das eiserne Schwert, der eiserne Dolch, die Lanzenspitze und die charakteristische Kette als Schwertgehänge wie anderswo.

Mit dem Erscheinen der Römer wurde die La Tène-Cultur von der römischen durchdrungen und es hat sich aus beiden ein speciischer provincial-römischer Formenstyl entwickelt, welcher sich namentlich im Norden der germanischen Länder zu jenem originellen Eisenstyl entwickelte, welcher die germanischen Gräber aus der Zeit der Völkerwanderung bis zur Merowingerzeit charakterisirt und unter Karl dem Großen in die alte romanische Renaissance übergeht.

## Die ersten Handelsunternehmungen Oesterreichs nach Ostasien.

Von Eugen Gelcich.

Die trefflichen Werke von Becher (die österreichische Seeverwaltung) und Bussolin (Geschichte der ostindischen Handelscompagnie), welche auf Veranlassung der k. k. Seebehörde in Triest gelegentlich der Wiener Weltausstellung und der letzten Triester Exposition veröffentlicht wurden, dann die von Reehberger vor Kurzem (1882) herausgegebene Geschichte der k. k. Kriegsmarine enthalten ausführliche Daten über die Bemühungen Karl's VI. und seiner erlauchten Tochter Maria Theresia um Hebung und Förderung des österreichischen Seewesens.

Die Fahrten des Schiffes „Guiseppe e Teresa“, die Thaten der sogenannten ostindischen Handelscompagnie, die Schiffbrüche des „Belgioso“, des „Ch. Maximilian“ und des kleinen „Kaunitz“ sind verewigt worden, obwohl diese ersten Versuche sämmtlich im Keim erstickten und daher auch unsere Handelsmarine nicht in neue Bahnen zu lenken vermochten.

Das Unternehmen des Schiffes „Guiseppe e Teresa“ war einzig in seiner Art, es war die erste und die letzte Fahrt, welche ein österreichisches Schiff im vergangenen Jahrhundert nach Indien unternahm. Volt, der eigentliche Urheber der ostindischen Handelscompagnie, führte das Fahrzeug selbst von Livorno über das Cap der guten Hoffnung in den indischen Ocean, wo es im März 1777 bei der Mündung des Mahommosflusses (Ostküste von Afrika, Delagoabucht) auf eine Sandbank geworfen wurde. Der Häuptling von Delagoa, ein unabhängiger

Schwarzer, \*) schenkte dem Capitän Bolt den Hafen wo das Schiff gestrandet lag und als das Schiff flott wurde, ließ Bolt „zur Beschützung des Etablissemments“ neun Kanonen und zehn Personen zurück, nachdem zur förmlichen Besitzergreifung des an der Küste erworbenen Territoriums ein kleines Bollwerk aufgeworfen und dort die k. k. Flagge aufgehißt worden war. Mit der übrigen nunmehr 145 Mann zählenden Equipage schiffte Bolt nach Surat, Goa, Mangolor und Balliapotam weiter. Anfangs 1778 erreichte das Schiff die Nikobaren, auf denen Bolt eine Factorie errichtete. Das Schiff besuchte hierauf noch mehrere Punkte und kehrte im Mai 1781 zurück. Die ostindische Handelscompagnie ging kurz darauf ihrer Auflösung entgegen und obwohl Leute vorhanden waren, die große Lust zeigten, weitere derartige Unternehmungen anzubahnen, so legten sich selbst die heißblütigsten Gemüther doch nach und nach so weit, daß schließlich unsere Schiffer an eine Existenz einer ostasiatischen Küste gar nicht mehr dachten. Auch die 1803 gegründete westafrikanische Gesellschaft hatte keinen Bestand.

Im Jahre 1820 endlich faßte die k. k. Kriegsmarine den Entschluß, den heimischen Seefahrern auf diesem Wege mit gutem Beispiel voranzugehen. Die Fregatte „Carolina“ wurde zu diesem Zwecke ausgerüstet und zu einer Expedition nach Canton bestimmt. Auf der Hinfahrt hatte dieselbe den österreichischen Gesandten Baron Sturmer nach Rio Janeiro zu bringen, dem sich in Gibraltar auch der portugiesische Minister Palmella anschloß. Commandant des Schiffes war Oberstlieutenant, Schiffscapitän zweiter Classe von Pörtl. Das Schiff segelte am 10. September 1820 von Triest aus und langte nach Berührung von Rio Janeiro am 11. Juni 1821 in Batavia an. In den Gewässern von Java brach die Cholera an Bord aus, über deren Verlauf wir keine näheren Daten vorfinden. Am 22. Juli ankerte die „Carolina“ in Macao und erbat sich von jenem Plaze aus die Erlaubniß der chinesischen Regierung, nach Canton segeln zu dürfen. Die Unterhandlungen nahmen fünf Wochen in Anspruch, weil die chinesische Regierung die rothweißrothe k. k. Flagge nicht anerkannt, die Joseph II. 1786 gegründet, da sie nur von der Maria Theresiaflagge (gelb mit Adler seit 1749) Kenntniß hatte. Die Rückreise nach Triest währte vom 20. Januar 1822 bis zum 7. Juli desselben Jahres. Der Commandant Pörtl starb während derselben im Atlantischen Ocean, in der Nähe der Azorischen Inseln. Obwohl diese

\*) Nach den Schilderungen Nechberger's a. a. O. S. 149.

Fahrt der Kriegsmarine zur größten Ehre gereichte, so hatte man den Hauptzweck derselben — eine einträgliche Handelspeculation mit Quecksilber nach China einzuleiten — nicht erreicht. Der commercielle Mißerfolg der Reise wirkte selbstverständlich nicht fördernd auf die heimische Handelsmarine, deren Schiffe übrigens zum weitaus größten Theil mit Rücksicht auf ihre Größe das Wagniß einer solchen Ueberfahrt hätten unternehmen können.

Von den Versuchen, welche österreichische Handelsschiffe vor der Mitte unseres Jahrhunderts ausführten, um Handelsverbindungen mit Ostasien anzuknüpfen, ist geradezu gar nichts bekannt. Und doch verdienen sie Beachtung nicht nur, weil diese letzteren endlich doch erfolgreich waren und als die wirklichen Anfänge unseres Seehandels mit China anzusehen sind, sondern auch weil sie unter besonders schwierigen Umständen stattfanden. Die österreichisch-ungarische Segelmarine ist — wie überhaupt alle Segelmarinen der Welt — in der Abnahme begriffen. Leviathan's Flügel verdrängen die sonst so lustig flatternden Leinwandflächen immer mehr und mehr und statt der eleganten Klipper sehen wir nun Eisenkolosse den Ocean durchkreuzen. Wenn aber auch die Zahl unserer Segelschiffe immer mehr abnimmt, so hat deswegen unser Seehandel mit China doch noch keine Einbuße gelitten, denn abgesehen davon, daß von den wenigen Segelschiffen, die wir besitzen, ein guter Theil doch noch nach Ostasien und Australien fährt, darf man nicht vergessen, daß der mächtige österreichisch-ungarische Lloyd regelmäßige Verbindungen nach jenen Gestaden unterhält, und daß ein Kolosß wie z. B. der „Imperator“ in seine ungeheuren Laderäume so viel auf einmal verschlingt, als eine kleine Flotte von Segelschiffen großen Gehaltes zusammen zu fassen vermag. Und wir glauben, daß gerade bei dieser unaufhaltsam sich vollziehenden Wandlung es umsomehr eine Sache der Billigkeit ist, jener Männer zu gedenken, die diesen einträglichen Handel eingeleitet haben, jener Männer, die ohne Prunk und ohne Lärm ihren Standesgenossen einen Weg zeigten, welcher der österreichischen Schifffahrt, unserem Seehandel und den Exportverhältnissen der Monarchie nicht unbedeutende Vortheile verschaffte.

Wir waren so glücklich, uns das Tagebuch eines der ersten zwei Schiffe zu verschaffen, denen dieser Ruhm gebührt, und entwerfen nach den Aufzeichnungen desselben die nachfolgenden Zeilen.

Geradeso wie bei den geographischen Entdeckungen nur jene für die Mitwelt einen Nutzen hatten, die auch erhalten wurden, ebenso

müssen bei der Anbahnung von Handelspeculationen nur solche als werthvoll angesehen werden, welche von dauernden Erfolgen begleitet waren. Was für einen Nutzen brachte z. B. die Entdeckung Amerikas durch die Normannen, wenn das Land doch noch einmal entdeckt werden mußte? Aus demselben Grunde sagen wir, was nützten, vom handelspolitischen Standpunkte aus betrachtet, die Fahrten des „Joseph und Theresia“, was die Reise der „Carolina“, wenn nach vielen Decennien doch wieder von vorne angefangen werden mußte.

Um sich die Schwierigkeiten klar zu machen, unter welchen die Fahrten in den Vierzigerjahren, die hier geschildert werden sollen, ausgeführt wurden, ist es wichtig, sich zu erinnern daß es zu jener Zeit als eine Lächerlichkeit erschienen wäre, von Consuln oder Vertretern Oesterreichs in Ostasien zu sprechen. Fuhr ein Schiff dahin, so fand es keinerlei Stütze, es fand nicht eine Person vor, an welche sich der Capitän hätte anlehnen können, ja es war die Frage, ob man Leute finden würde, die es wagen werden, dem gänzlich Unbekannten eine Ladung anzuvertrauen. Wer weiß, ob man überhaupt die österreichische Flagge kannte?

Und war selbst in der Heimath oder, sagen wir — um etwas weiter auszugreifen — in Europa die österreichische Handelsmarine in jener Zeit so rühmlich bekannt, als es heute der Fall ist? Navigationschulen bestanden außer jener in Triest keine, unsere Capitäne beschränkten sich auf Mittelmeersfahrten und höchstens Hundert Schiffe passirten jährlich Gibraltar. Nach dem Krimkriege erst ist der Verkehr mit England und später noch jener mit den Vereinigten Staaten, den Antillen und Südamerika reger geworden. Konnte unter solchen Umständen ein festes Vertrauen in unsere Capitäne existiren? Würden sich selbst europäische Kaufleute gefunden haben, die so ohne weiters ein österreichisches Schiff nach Asien verfrachtet hätten?

Wo war ferner das Selbstvertrauen der Capitäne? Die Chinasee mit ihren Wirbelstürmen, mit ihren heftigen Strömungen, mit den vielen Fragezeichen, welche die Seekarten damals noch enthielten, und mit den barbarischen Piraten, welche damals in jenen fernen Gegenden noch ziemlich unbehindert ihr Handwerk trieben, dürfte ihnen kaum viel Muth eingeflößt haben.

Aber früher oder später mußte irgend Jemand das Eis brechen, es mußte sich Einer finden, der mit gutem Beispiel voranging. Dieser Eine präsentirt sich und in diesem Falle in zwei Gestalten, denn man muß zwei Schiffe nennen, welche damals die Chinesen mit dem Banner

unserer Handelsmarine bekannt machten. Es waren dies die Schiffe: „Robert“, Capitän Diodato Bilaffer aus Stolivo in der Bocche di Cattaro, und „Nirone“, Capitän Covacevich. Die Brigg „Nirone“ ist nur um 14 Tage vor der Bark „Robert“ in der chinesischen Hafenstadt Whampoa angekommen, daher beiden Capitänen die gleiche Ehre zukommt. Wir konnten uns nur das Tagebuch des ersteren Schiffes verschaffen. Der Capitän Covacevich hat, glauben wir, das Zeitliche gesegnet. Capitän Bilaffer, ein grauer, aber trotz seines hohen Alters noch rüstiger Seebär, führt in Triest ein stilles bescheidenes Leben.

Capitän Bilaffer hatte mit seinen Rhedern, den Herren Baraux & Co. in Triest, Rücksprache genommen. Beide muthig genug und besetzt von den besten Hoffnungen, hatten den festen Vorsatz gefaßt, einmal eine Verfrachtung nach Ostasien zu wagen.\*)

Auf einigen Fahrten nach England hatte Bilaffer oft die fremdländischen Schiffe bewundert, welche, mit Schätzen aller Art beladen, aus dem Lande der Gewürze heimkehrten und ausgezeichnete Geschäfte machten. Seine Rheder begriffen andererseits, daß es vortheilhaft wäre, die theueren Colonialproducte anstatt über England, Frankreich und Hamburg lieber direct zu beziehen. Die Parole wurde ausgegeben, der Entschluß gefaßt. Sollte es nicht gelingen, andere Waaren zu bekommen, so gaben sich die Rheder dazu her, das Schiff auf eigene Rechnung zu verfrachten; die Rückladung sollte auf alle Fälle aus Reis, Pfeffer, Kaffee und anderen Colonialwaaren bestehen und für die Rheder selbst bestimmt sein.

Unser, der Beschreibung nach sehr schmucker „Robert“ rüstete sich in Liverpool für die lange Reise aus. Das Schiff wurde neu gekupfert und mit Eisen, Bier, Weinen, Seifen, Glaswaaren und Schießpulver geladen. Nach den Aufzeichnungen des Journals scheint fast die ganze

\*) Fregattencapitän Joseph von Lehnert berichtet in seinem Werk „Um die Erde“: „Im Anfange der Bierzigerjahre (ich glaube nicht zu irren, wenn ich 1841 sage) wurden zwei Experten, die Herren Erikson und A. Conighi, durch die Handelskammer von Triest entsendet, um sich über die Handelsverhältnisse der Küstenplätze des Nothen Meeres, des Indischen Oceans und Ostasiens zu unterrichten, Musterfassungen anzulegen, überhaupt alle Studien zu pflegen, die unserer Kaufmannswelt von Nutzen sein könnten. Die Expedition währte drei Jahre. Das Handelsministerium veröffentlichte Auszüge der Berichte als Broschüre.“ Es dürfte kaum einem Zweifel unterliegen, daß diese 1844 zurückgekehrten Experten den Anstoß zu jenen im Jahre 1845 zur Ausführung gelangten Expeditionen gegeben haben, an welche sich die dauernden Handelsbeziehungen unserer Monarchie mit Ostasien knüpfen.

Ladung Eigenthum der Rheder gewesen zu sein. Die Bemannung bestand aus dem Capitän, dem Tenente Antonio Barichievich aus Luffingrande und 13 Mann, wovon einer Lungenleidend in Singapore zurückgelassen werden mußte. Bilaffer verschaffte sich von englischen Kaufleuten ein Empfehlungsschreiben für ein Haus in Batavia und am 8. Februar 1845 ging er unter Segel und begann das Journal zu führen, welches mit den Worten „Laus Deo et Virgo Maria“ eingeleitet ist. Das Journal ist musterhaft und mit großem Fleiße gehalten. Bei der Fachbildung, welche unsere Mercantil-Seeofficiere in den damaligen Zeiten erhielten, überraschen in demselben die vielen astronomischen Ortsbestimmungsmethoden und die häufigen Messungen von Mondsdistanzen.

Bis zum Cap der guten Hoffnung ging die Fahrt ohne besondere Ereignisse vor sich, in der Nähe des letzteren wurde aber das Schiff von einem jener furchtbaren Stürme heimgesucht, welche den Schiffen leicht verhängnißvoll werden können. Unser „Robert“ hatte da einige schwere Tage durchzumachen und das Schiff erlitt so arge Havarien, daß die Fortsetzung der Reise in Frage stand. Eine Sturzsee warf unter Anderem die Deckcabine um, wo die Bordküche untergebracht war, hob die seefest vertaute Barkasse aus ihrem Lager, und zerbrach Theile der Bordwände und einen Theil des Scheggs. Was aber am gefährlichsten war, das Steuer lockerte sich, da, wie sich später herausstellte, einige seiner Stützen (Fingerlinge) gebrochen waren. In der Besorgniß, daß mit der nächsten Sturzsee das Steuer ganz verloren gehen könnte, was den Untergang des Schiffes zur Folge gehabt hätte, beschloß der Capitän abzufallen, um günstigeres Wetter abzuwarten und um die erlittenen Schäden nach Möglichkeit zu repariren. Der Rest der Reise ging flott von Statten, am 27. Mai kam die Insel Java in Sicht und am 4. Juni erfolgte die Ankunft in Batavia.

In Batavia überreichte das Schiff die mitgebrachten Empfehlungsbrieife der Firma Paine & Stricher, die es sich nun angelegen sein ließ, die Ladung zu verwerthen. Mit Ausnahme des Eisens, welches eine fixe Bestimmung für Singapore hatte, waren aber bei der Unterbringung der übrigen Waaren große Schwierigkeiten zu überwinden. Zunächst klagt der Capitän in seinem Tagebuch über die lange Zeit, welche verloren ging, bis man sich mit den Ortsbehörden dahin einigte, das Schießpulver an einen passenden Ort vor allem Anderen auszuschießen. Dann suchten die Agenten des Schiffes der Firma Paine & Stricher aus der Ladung jene Waaren aus, für welche sie gerade Verwendung hatten. Aber die Kaufleute in Batavia

waren mit den erworbenen Gegenständen so zufrieden, daß sie einen guten Theil der Ladung übernahmen. Von den Glaswaaren, die aus Triest mitgenommen wurden, sagt das Tagebuch, daß sie sämmtlich in Batavia verblieben. Daraus sieht man, wie schon zu jener Zeit österreichische Fabricate sich im fernen Asien einen guten Ruf hätten verschaffen können. Capitän Bilaffer erhielt alsdann von seinen Agenten eine große Anzahl Musterwaaren für Triest, lud außerdem noch Colonialproducte für seine Rheder ein und setzte am 15. Juni die Fahrt nach Singapore fort.

Nach acht Tagen, während welcher der Besorgniß der Besatzung, von Piraten überfallen zu werden, eine Erwähnung verdient, langte das Schiff in Singapore an, wo Bilaffer von dem Commandanten eines französischen Kriegsschiffes erfuhr, daß die von London nach China dirigirte österreichische Brigg „*Xirone*“, Capitän Covacevich, am 5. Juni von Singapore ausgelaufen sei.

In Singapore lud das Schiff das ganze Eisen aus und wechselte dort den Großmast, der nach einer strengen Untersuchung sich als unbrauchbar erwiesen hatte. Der Plan der Rheder war, in Singapore eine Pfefferladung einzunehmen, um mit dieser Ladung die Rückreise nach Triest anzutreten. Gerade in jenem Jahr war jedoch die Pfefferernte schlecht ausgefallen und die Preise stellten sich in Folge dessen so hoch, daß dieses Geschäft aufgegeben werden mußte. Dafür war in Canton von den Geschäftsträgern der Firma Barauy eine einträgliche Reisspeculation schon abgeschlossen worden und einige chinesische Kaufleute offerirten dem Capitän Bilaffer eine Zimmladung für eben denselben Hafen. Nachdem der Cargo durch Reis für Whampoa completirt werden konnte, benützte der Capitän diese günstige Gelegenheit, um sein Schiff noch weiter zu führen.

Interessant wird wieder die Ankunft in Whampoa. Nachdem in Macao ein ortskundiger Lootse eingeschifft worden war, setzte das Schiff seine Fahrt in der Bocca Tigris fort und bei der im Flusse gelegenen Insel South-Wan-Thong versuchte der Schiffscommandant sich bei den dort stationirten chinesischen Behörden zu legitimiren. Wo kannte man aber damals in China die österreichische Flagge? Selbstverständlich waren die Bemühungen Bilaffer's, der mit der Karte in der Hand sich bemühte, den chinesischen Herren bessere geographische Kenntnisse beizubringen, vergebens. Es blieb nichts übrig, als sich den erwachsenen unvermeidlichen Unannehmlichkeiten zu fügen und das Bijum des englischen Consuls in Canton herbeizuführen, welches die

Ortsbehörden unbedingt forderten, um Schiff und Ladung einzulassen. Die Winterfahrt nach Whampoa mußte aber unter militärischer Escorte stattfinden, unser „Robert“ erhielt nämlich ein militärisch bemanntes Boot mit, welches stromaufwärts das Schiff begleitete.

In Whampoa traf Bilaffer mit der Brigg „Nirone“ zusammen; kaum war aber der Anker gefallen, so mußte der Capitän nach Canton ziehen, um das Protectorat des englischen Consuls anzurufen. Dieser schützte jedoch Geschäftsüberbürdung vor, empfahl aber doch den Capitän dem Schutze des amerikanischen Consuls, der bereits auch die „Nirone“ unter seinem Patronate hatte, der sich nunmehr redlich bemühte, den beiden Oesterreichern völkerrechtliche Behandlung zu verschaffen. Am 23. hatte der „Robert“ in Whampoa geankert, am 28. konnte erst die Lösung der Ladung beginnen; fünf volle Tage gingen verloren aus dem einfachen Grunde, weil Oesterreichs Flagge in jenen Gewässern noch nicht bekannt war.

In Whampoa und in Macao nahm das Schiff eine reiche Ladung verschiedener Colonialgegenstände für Singapore und Triest ein und am 27. August erfolgte die Abfahrt von letzterem Hafen nach Triest über Singapore. In Singapore mußte der Fockmast gewechselt, die Fingerlinge des Steuers neu gegossen und das Schiff einer allgemeinen Kalfaterung unterzogen werden. Man vervollständigte hier die Ladung hauptsächlich mit Pfeffer. Das Schiff war momentan mit Waaren so überfüllt, daß auch die Cabine des Capitäns und des zweiten Bordofficiers von denselben in Beschlag genommen war.

Am 14. October verließ der „Robert“ Singapore. Beim Passiren des Caps der guten Hoffnung am 15. December machte es wieder einen fürchterlichen Sturm mit und auch bei dieser Gelegenheit erlitt das Schiff bedenkliche Havarien, unter Anderem den Bruch des Klüverhaumes und der Vorbramstenge. Anfangs März war die Adria erreicht und nachdem daselbst noch ein letzter Borasturm abgeschüttelt worden war, ankerte das Schiff am 13. März, nach einer ununterbrochenen Fahrt von 151 Tagen, in Triest.

So leiteten „Robert“ und „Nirone“ dieses Mal mit Nutzen und zum bleibenden Vortheile des Staates glücklich die Handelsverbindungen mit China ein, die heutzutage für unsere Lloydgesellschaft und für den österreichisch-ungarischen Export so wichtig sind.

Ungefähr zehn Jahre nach der Rückkehr dieser beiden Schiffe erfolgte die berühmte Kovara-Expedition, welche wissenschaftliche und handelspolitische Zwecke verfolgte. Die „Kovara“ unter Commando des

nachmaligen Handelsministers Freiherrn v. Wüllerstorff-Urbair berührte mehrere ostasiatische Häfen und so hatten auch die Bewohner des himmlischen Reiches Gelegenheit, die österreicheische Kriegsflagge kennen zu lernen, die damals gleichzeitig auch die Handelsflagge war. Aber erst die Expedition der Schiffe „Donau“ und „Friedrich“ unter Commando des Admirals Pez war für unsere Handelsverbindungen bedeutend, da bei jener Gelegenheit die Friedens-, Freundschafts- und Handelsverträge mit China, Japan und Siam zum Abschluß kamen. Die Ratification derselben erfolgte in den Jahren 1871—1872. (Expedition, Corvette *Fajana*, Commandant Funk, bevollmächtigter Minister Baron Calice.)

Bis vor wenigen Jahren gelangten nur selten Sr. Maj. Kriegsschiffe nach China und Japan, denn nur von Zeit zu Zeit rüstete die k. k. Kriegsmarine Schiffe zu solchen Reisen aus. Aber der jetzige Marine-Commandant Freiherr v. Sterneck, der, bei allen Sorgen, die er um die Kriegsbereitschaft seiner Waffe hat, doch noch Zeit und Muße findet, die Marine auch in ihrem vollsten Umfange auszunützen, rüstet alljährlich nach Vollendung der Sommerübungen einige Expeditionsschiffe aus, deren Reisen, wie den Instructionen der Stäbe zu entnehmen ist, in hervorragendem Maße der Hebung des österreichisch-ungarischen Seehandels gewidmet sind. Was die k. k. Kriegsmarine in kurzer Zeit im Dienste dieser nutzbringenden Idee geleistet hat, ist am besten aus den vorliegenden sieben Reiseschilderungen zu entnehmen, welche fast über sämtliche transoceanische Handelsemporien werthvolle Informationen für die interessirte Geschäftswelt enthalten. Und in einer Zeit, in welcher allen billigen Wünschen in Bezug auf die Actionen des Staates zum Schutze und zur Hebung unseres Seehandels in vollem Maße Rechnung getragen ist, bietet die Schilderung jener Verhältnisse, wie sie noch vor wenigen Jahrzehnten existirten, einen interessanten Beitrag zur Entwicklungsgeschichte unseres überseeischen Handels und ist geeignet, die Bedeutung der Fahrten der wackeren österreichischen Capitäne Bilaffer und Covacevich nach Ostasien in der wirksamsten Weise zu illustriren.

## Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn.

**Schauspiel.** Am 6. November brachten Burgschauspieler in einer Wohlthätigkeitsvorstellung im Operntheater „Stahl und Stein“, Volksstück mit Gesang in drei Acten von Ludwig Anzengruber, zur ersten Aufführung. Diese neueste Schöpfung des gefeierten Dichters, dem als dem Würdigsten der Grillparzerpreis zuzünftig verliehen wurde, ist kein Volksstück im banalen Sinne. Diese Bezeichnung wäre zu eng, wie sie nach anderer Richtung zu weit sein könnte. „Stahl und Stein“ ist eine Bauernkomödie in der echten Art derjenigen, mit welchen Anzengruber zuerst aufgetreten ist und die Aufmerksamkeit und den Beifall der vornehmsten Beurtheiler erregt hat. Es hatte seine Berechtigung, für diese neuartige Gattung einen neuen Namen zu wählen, der dem Stoffkreis der Dichtungen entnommen war. Anzengruber's Stücke sind jedoch nicht für das Volk allein geschaffen. Es sind Dichtungen für jenes unbestimmte Publicum, das jeder Künstler empfindet und besitzt, der, nur sich zu genügen, aus seiner Persönlichkeit heraus schafft. Das beste Leben, die ursprünglichste Kraft hebt er aus seiner künstlerischen Anschauung dieser seiner festumgrenzten Wirklichkeit; sein Stoffkreis ist seine Welt, ist der Nährboden seiner Künstlerschaft. Er erhebt sich, und darin liegt seine Meisterschaft, bis zur reinen, von der Besonderheit der Erscheinung losgelösten Menschlichkeit, und damit schafft er für die Allgemeinheit. Anzengruber ist Dichter von Bauernkomödien, in diesem Umfange Menschendarsteller. Es kann sonach immerhin sein, daß er, wie er den Anschauungskreis, in dem er aufgelebt ist, verläßt, weniger als Menschen findet, während er mehr als Bauern zu zeichnen sucht. Hingegen selbst vorausgesetzt, daß Anzengruber's Bauern keine echten Bauern seien, so hätte dies wenig zu bedeuten. Die vorausgesetzten Bedingungen einer dichterischen Schöpfung müssen nicht jene unbedingte Wahrheit besitzen, die man als thatsächliche Wirklichkeit erfährt. Wenn sie nur wirklich sind unter der Anschauungsweise des Betrachtenden. Freilich ist hier das Maß und die Grenze für die Gültigkeit der Gebilde eines Künstlers überhaupt; hierin scheidet sich das Dauernde vom Wechselnden, das Classische vom Romantischen, das Ursprüngliche vom Conventionellen. Aus jedem Costume ist in die Tiefe des Ursprünglichen zu gelangen die Möglichkeit gegeben; die Art der Bekleidung ist unwesentlich. Darum giebt es eine Weltliteratur, eine Literatur aller Zeiten und Länder. Auch hinter der Maske lebt der Mensch. So mögen Anzengruber's Bauernkomödien Volksstücke dem Stoffe nach und Kunstwerke der Bildung nach sein. Als Kunstgebilde für ein Volksstück, das will sagen, Werk und Schöpfung für jeden Menschen in seiner Ursprünglichkeit gelten zu können, das ist nicht Kraft des Stoffes, sondern der That des Künstlers.

„Stahl und Stein“, das neue Stück, greift frisch in die laute Gegenwart. Da ist eine bäuerliche Gesellschaft, an deren Spitze Einer steht, der eine der Ideen durchführen will, mit denen unsere Gesellschaft sich heute trägt. Der Bürgermeister Eisner sieht alle Schäden der Zeit daraus hervorgehen, daß die Zucht fehlt, welche durch Gläubigkeit allein bewirkt wird. In seiner Gemeinde ist die Zuchtlosigkeit nahe sichtbar und ihre Folgen sind kurz greifbar. Statt in die Kirche geht das junge Volk in die Schenke zum Tanz. Die Folgen dieses „Zusammenschließens“ treten zu Tage. Da paart sich, „was um und aus nir hat“, und mehrt das Leben, ohne für das eigene Dasein genug zu haben. Daraus entsteht das Unwesen; die überschüssigen Existenzen verderben das Lohnwesen und fallen, wie immer, der Gemeinde zur Last; darum Beschränkung der Liebe, Eheconsens. Und bis das zum Gesetz wird, gebietet der Bürgermeister in seinem Bezirke Einhalt. Was nichts besitzt, soll nicht lieben und heiraten, und was an fremden, nicht zugehörigen Personen in der Gemeinde nistet, soll fortgeschafft werden. Homo, homini lupus. In dieser Sphäre entsteht die Begebenheit, von der das Stück handelt. Dieser Eisner hat vor Jahren als Knecht in Gutenthal drüben gelebt, als sein älterer Bruder auf dem Gute saß, das er jetzt besitzt. Ein jüngerer Bruder, mit dem der älteste in gutem Einvernehmen gestanden, war der Großknecht gewesen, und dessen Tochter Pauli hätte Erbin werden sollen; allein der Oheim starb plötzlich, und so kam das Unwesen an den mittleren der drei Brüder als den Ueberlebenden. Als Bauer nahm der Eisner ein Weib, das ihn zeitlebens betrog. Er hatte drei Söhne; einer nach dem anderen starb in Laster, Uebermuth und Krankheit. Jedem von ihnen der Reiche nach hat er seine Richte Pauli verlobt, damit das Erbe nach jedem Rechte bei ihm bleibe; bei allen Dreien hat die Braut die Leichenwache gehalten. So düster wie dieses Leben ist das Gemüth der Jungfrau geworden. Der Oheim wird mit dem Alter, da er nun ganz allein steht, hart an sich selbst. Er fühlt sein Schicksal, seinen menschlichen Willen schwach gegen die Macht der Gesehnisse; und wie die Schwäche von innen ihm klar wird, fällt er in Strenge nach außen. Er ahnt die ihm fühlbar gewordene Ordnung durch ein Bemühen nach, in die menschlichen Dinge Zucht und Regel zu bringen. In diese Zurechtlegung des Daseins paßt nur Eines nicht. Er hat als junger Mensch drüben in Gutenthal, wo er damals schon, aber nur nach außen, das heißt gegen Andere, der pflichtstrenge Mann gewesen, selbst Schwachheit allerenden bewiesen. Der heilige Schein hat unheilige That gedeckt. Ein Mädchen, das von ihm Mutter geworden, hat er, die Schande zu verdecken, in die Stadt geschickt; aber nachdem das Kind zum Knaben geworden, hat er, frei von dem Zwange des Gesetzes, dem väterlichen Fürsorge ein Ende gemacht. Was ist aus dem Preisgegebenen geworden? Diese Sorge bedrückt ihn. Jetzt will er den verlorenen Sohn wiederfinden, da er schon so ganz allein ist, um gut zu machen, was er gefehlt hat. Nun zur Handlung des Stückes. Im Dorfe giebt es zwei Vergernisse, die der Ordnung im Wege sind: ein unvermältes Paar, Tomerl und Benzi, mit zwei Kindern, arme Leute, die sollen einander heiraten oder sich trennen; und ein Bursche, der auf einem Berge einsam haust, ein übelbelemundetes Individuum; er kommt aus dem Zuchthaus, der soll sich ausweisen oder den Ort verlassen. Dieser Einsam, ein scharfer Bursche, verläßt trotzig die Austunft. Die Welt hat ihn ausgestoßen, sie soll ihn in Frieden lassen, wie er sie in Frieden läßt. Nur ein Wesen vertraut dem Einsam: Pauli. Da er zur einbrechenden Nacht den Weg zu seinem Felsenneist hinan wandernd an dem Gehöfte Eisner's vorbeikommt, heißt sie ihn verweilen. Sie warnt ihn, dem Bürgermeister zu trogen und theilt ihm die Vergangenheit ihres Oheims, soweit sie sie kennt, und zugleich ihre Lebensgeschichte mit. Da der Einsam aufbricht, tritt ihm Eisner in den Weg; er fordert ihn zur Pflicht der Ausweisleistung auf; dem reinig in den Kreis der Menschen Tretenden werde die Kirche und Gemeinde Aufnahme nicht versagen. Der Einsam hat nichts zu bereuen. Da er nicht gütlich einkehren wolle, würde das Gesetz ihn zwingen. Der von der Gesellschaft Ausgestoßene sagt sich trotzig von dem Gesetze, dem Bande, das die Menschen aneinanderknüpft, los. Er erhebt die Hand gegen den Träger der gesellschaftlichen Macht: Die Ihr mich ausgestoßen, laßt mich außen in Frieden! Hast Du nicht selbst Einen ausgestoßen? ruft er Eisner in's Gesicht. . . Eisner hat erfahren, daß sein gütliches Zureden

vergeblich gewesen, er verfolgt mit Strenge sein Ziel. Er läßt die Gendarmerie verständigen, die den Einsam einliefern soll. Inzwischen erfährt er von dem Pfarrer, der die Nachforschungen nach seinem verlorenen Sohn führt, daß in Gutenthal die Großmutter seines Kindes im Sterben liege und ihrem Enkel das kleine Gut vermacht habe; es werden nun die Bemühungen, den Erben auszuforschen, zugleich zu dem Ziele führen, Eisner's Sohn aufzufinden. Pauli, die mit Willen Eisner's dem Gespräche eine Weile beiwohnt, erfährt soviel, wer die Großmutter von Eisner's natürlichem Sohne ist. Der leutselige Geistliche warnt den Bürgermeister, gegen den Einsam nicht zu streng zu verfahren, sondern ihm Zeit zur Umkehr zu lassen. Allein Eisner versteht hierauf: „Hochwürden, in dem Fall' wär Zuwarten Nachgeben. Das kann ich nit und der Bub will nit und so gab's dann, wie zwischen Stahl und Stein, allweil Feuer.“ Nun kommt Botschaft von Gutenthal. Die Alte ist gestorben. Eisner erfährt mehr: sein Sohn ist in seiner Verlassenheit zum Verbrecher geworden. Eisner braust tief erschüttert auf. Er zürnt Gott und seinem Schicksal, um sofort in tiefere Reue zu sinken und fester entschlossen sich zu seinen Pflichten zurückzuwenden. Die Gendarmen melden sich zum Ausbruch gegen den Einsam und ziehen ab. Nochmals warnt ihn eine Stimme. Die Bringerin der Botschaft von seinem Sohne weist ihn darauf hin, daß sein Sohn nun gleichfalls solch ein Ausgestoßener sei wie dieser Einsam, und daß er gegen den Ein am doch nicht strenger sein möge, als er gegen seinen Sohn sein möchte. Eisner schwankt einen Augenblick und will die Landjäger zurückrufen. Doch nein, sagt er sich, „wie vermöcht' ich denn geg'n mein Bub'n aufzutreten, wann der sähet, daß für And're mein Wort in Wind g'red't wär“. Und er fährt fort: „Wann aber dö Bent, wie du moanft, sagen würden: ich thät' an dem Einsam, was ich an mein'm eignen Bub'n wohl nit thun möcht', das sageten ' falsch! Was a dem Bub'n da oben zustoßen mag, ich trag daran koan Verschulden, er hat's selb'n mit beid' eigenen Händen auf sein Kovf aufg'häuft, und ihm wird nur, was er will und nach sein'm Will'n soll ihm a werd'n und wann'r mein eigener Sohn wär!“ Der Einsam wird von Pauli gewarnt; sie ist mit Tomerl, demselben Burtschen, dessen wilde Ehe mit Zenzi Eisner ein Dorn im Auge ist, zum Einsam auf dessen Felsenstz emporgewandert.

Einsam ist entschlossen, nicht nachzugeben, sondern sich im äußersten Falle mit dem Gewehr der Verfolger zu entledigen. Und nun erfahren wir aus seinem Munde sein Lebensschicksal: es ist gleich dem von Eisner's Sohne. In Unkenntniß seiner mit Schande bedeckten Herkunft aufgewachsen, hört er eines Tages sich, seine Mutter und deren Unterfüßer beschimpfen. In edler Entrüstung zum Äußersten gereizt, erhebt er die Hand gegen den Beschimpfer und trifft ihn zu Tode. Zu spät erfährt er, schon im Kerker, die Wahrheit von seiner eigenen Mutter. Hätte sie ihn nicht in Unkenntniß gehalten, so wäre dies alles nicht geschehen! In tiefer Verbitterung über die Lügenhaftigkeit der Welt zieht sich der durch die doppelte Schande der Abkunft und Schuld Gebrandmarkte nach abgehülfter Strafzeit aus der Menschengemeinde in die Einsamkeit der Berge zurück. Die Gendarmen kommen. Pauli will dem Einsam das Gewehr nehmen, da Widerstand ausichtslos und verderblich wäre. Er verlangt zornig sein Eigen. In diesem Moment erkennt Pauli in des Einsam erregten Zügen die harte Physiognomie ihres Oheims. Vielleicht zuckt ihre ganze Vergangenheit durch ihr herb gewordenes Gemüth; sie denkt der Leichenwachen, ihres geharkten Brautzwingers; vielleicht ist es Entsetzen, daß dieser Verlorene, der Einsam, ihr aufgezwungen werden solle. Alles, was sie zu dem Unglücklichen, geheimnißvoll Seltsamen hingezogen hat, die ihr selbst verborgen gebliebene Antheilnahme, Alles vereinigt sich jetzt in ihr zu eigener Härte, Strenge und Troß; von ihm sich abwendend, reicht sie ihm Karabiner und Pulverhorn und ruft: „Da nimm!“ dann „mit einem feindseligen Ausdruck in ihrem Gesichte ihn anstarrend“ sagt sie: „Und wehr dich hiß, wie lang D' Dich rühr'n magst.“ Die Gendarmen dringen ein, der Einsam schießt auf den einen, der andere trifft ihn selbst in die Brust. Er wird hinabgetragen, der Gendarm eröffnet dem Bürgermeister die so vollzogene Ausweisleistung: der Einsam ist des Eisner eigener Sohn. Der Vater sinkt dem Sterbenden in die Arme. Dieser überläßt sein Erbe dem armen Paar, daß seine wilde Ehe nun in eine kirchlich gesegnete verwandeln wird.

Diese vielfagende Handlung hat der Dichter mit seiner vollendeten Kunst der Charakteristik ausgeführt. Die Gestalt der Pauli zumal ist eine der interessantesten, welche der Dichter erschaut und gezeichnet hat. An lebendig dargestellten Nebenfiguren ist das Stück reich. Die Hauptfiguren, der Einsam und Eisner, sind durch Familienzüge mit manchen anderen, von Anzengruber in früheren Stücken vielleicht sogar schärfer und reicher ausgeführten Gestalten verwandt. Die Handlung ist mit Folgerichtigkeit aus den gegebenen Naturen entwickelt. Hierin liegt strenge Nothwendigkeit. Es ist im Grunde die künstlerisch höchste. In alledem ist Anzengruber Meister. Interessant ist die Technik der Tragödie. Der eigentliche dramatische Vorgang ist auf das geringste zusammengespart; es ist nur eine kurze Handlung. Alles vollzieht sich, wie es in der scenischen Vorbemerkung heißt, in der Zeit von Sonntag Nachmittag bis zum Montag Abend. Vor dieser Handlung liegt jedoch eine Fülle von Begebenheiten, welche Gegenstand der dramatischen Entwicklung sind. Mit der Synthese geht die Analyse Hand in Hand und beide vereinigen sich zur Katastrophe. Diese dramatische Methode hat Anzengruber offenbar Schiller abgelauscht, in dessen theoretischer Entwicklung sie einen Höhepunkt bedeutete. Es ist die Technik, die Schiller selbst einem classischen Muster, dem „König Oedipus“ des Sophokles, nachgebildet hat. Allein so groß die Vortheile dieser Methode sind, Anzengruber hat sich ihrer nicht auf's reichste bedient und die Analyse selbst nicht vollständig in Handlung aufgelöst; so ist es gekommen, daß er zwar den Fortgang der Begebenheiten passend gesteigert und damit den scenischen Aufbau des Stückes wirkungsvoll gruppiert hat, daß er jedoch in der dramatischen Durchbildung innerhalb der trefflich gelegten Momente zurückgeblieben ist. Er behilft sich sowohl im ersten wie im letzten Act mit breit ausgesponnenen Erzählungen: erst erzählt Pauli dem Einsam und dann erzählt der Einsam Pauli eine lange Vorgeschichte. Nur daß die eine Erzählung zur Exposition gehört und die zweite den Nährmoment vor der Katastrophe ausmacht, läßt die allgemeine dramatische Wirkung aus der erzeugten Stimmung heraus aufkommen. Anzengruber hat mit dem ihm eigenen glücklichen Instinct auch jedesmal um so bewegtere Dialoge dem epischen Ingrediens angeschlossen. Die tragische Stimmung ist kräftig erregt, ohne daß die Tragik selbst auch intellectuell so deutlich würde, wie es ein hohes Kunstgebilde erfordern möchte. In den künstlerischen Instincten ist Anzengruber's Art vielleicht überhaupt basirt. Er besitzt freilich eine oft sogar raffinierte Berechnung; aber selbst dieser mit peinlichster Erwägung angestellte Calcul läuft immer auf eine elementare Wirkung hinaus und geht aus dieser Grundforderung hervor. In diesem Sinne ist Anzengruber Naturalist. Der Gedanke erzeugt bei ihm immer gesundes, kräftiges Leben. Anzengruber ist eine künstlerische und vornehmlich dramatische Natur. Er lebt nicht nur auf der Bühne, er dichtet auch für das geistige Auge, wie Goethe von Shakespeare sagt; aber auf der Bühne lebt er eigenthümlich auf. Er gewinnt, wie jeder Dramatiker, der Dichter ist, und verliert; das größer Stoffliche seiner Conceptionen wird seelisch gesteigert, das feiner Geistige wird stofflich vergrößert. In der Darstellung war „Stahl und Stein“ darum mehr von abgebrochener, skizzenhafter Art, als dies bei der Lesung des Stückes sich ergibt. Einiges Unwahrscheinliche und Erzwungene verliert sich hingegen, von der Bühne herab vernommen. Von außerordentlicher Schönheit ist die Contrastgruppe in dem Drama. Ein Dialog zwischen Benzi und Pauli gehört zu dem Herrlichsten, das Anzengruber gedichtet. Die Heiterkeit Tomerl's und die Innigkeit Benzi's sind, als die einzigen Lichter in der Düsterniß dieses Sitten- und Charaktergemäldes, von erhöhter Wirkung, wohl von dem Anmuthigsten und Feinsten, das die Kunst Anzengruber's geschaffen. — Ueber die schauspielerische Wiedergabe des Stückes läßt sich zumeist Lobendes sagen.

Theodor Loewe.